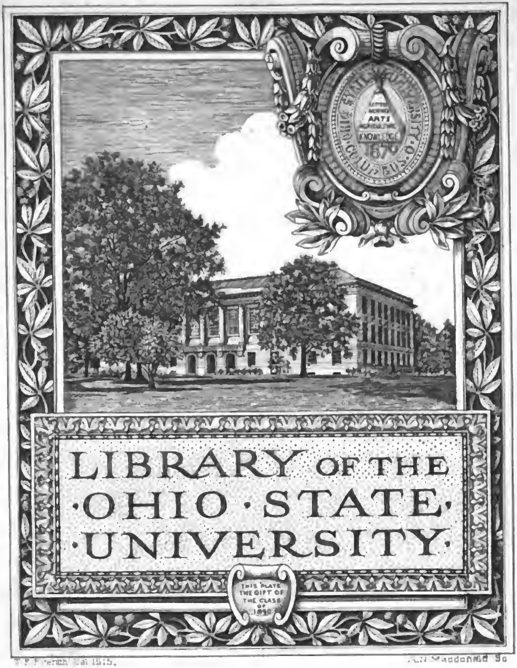
DICHTUNGEN

Salomon Gessner, Hermann Hesse


LIBRARY OF THE
·OHIO·STATE·
·UNIVERSITY·
THIS PLATE
THE GIFT OF
THE CLASS
OF

Die Schweiz im deutschen Geistesleben

Eine Sammlung von Darstellungen und Texten, herausgegeben von

Harry Maync (Bern)



Zweites Bändchen

SALOMON GESSNER

Dichtungen

ausgewählt
und eingeleitet von
Hermann Hesse

VERLAG VON HUBER & CO.
FRAUENFELD UND LEIPZIG

Inhalt

	Seite
Einleitung	5
Der erste Schiffer	23
Die Nacht	54
Milon	61
Daphnis	63
Mirtil	65
Lykas und Milon	67
Damon. Phillis	70
Der zerbrochene Krug	73
Lycas, oder die Erfindung der Gärten	75
Palemon	77
Menalkas und Aschines, der Jäger	80
Die Erfindung des Saitenspiels und des Gesanges	83
Die Gegend im Gras	88

Einleitung

Vielfältig, wie das Gesicht jeder Zeit, ist für uns Heutige das Antlitz des achtzehnten Jahrhunderts. Scheinbar eine Epoche voll Stil und Form, scheinbar eine Zeit der Eleganz und Grazie, ist es auch die Zeit der großen Revolution gewesen, und was uns an den Gebilden jener Zeit, an ihren Bildern, Moden, Architekturen so köstlich scheint, der Stil, die Formung, das einheitliche Zeitgepräge, ist vielleicht etwas, was wir in jeder Epoche der Geschichte finden können, sobald sie uns nicht mehr zu nahe steht. Hinter dem einheitlichen Stil, den für unser Gefühl die Kulturzeugnisse des achtzehnten Jahrhunderts haben, steckt wie hinter jedem Zeitgewande die volle Tausendfältigkeit des Lebens. Die Kunst- und Luxuserzeugnisse jener Zeit, aus deren Anblick wir jene Illusion einer schönen Einheit des Stiles und Lebensgefühles gewinnen, sind nur ein kleiner Teil des Ausdruckes damaligen Lebens, sie geben die elegante, aristokratische Oberfläche. Die holde, spielerische, luxuriöse Anmut jener Gebilde, an die wir alsbald denken, wenn vom achtzehnten Jahrhundert die Rede ist, ist Oberfläche über einem höchst bewegten, kämpferischen, auf Untergang und Neubeginn gestimmten Leben. Von der Seite der Literatur betrachtet, ist jene Zeit die Epoche zwischen Voltaire und

Goethe, die Zeit der Entwicklung eines neuen Humanitätsbegriffes, als deren Ziel und Blüte wir etwa die Weltanschauung des Wilhelm Meister betrachten mögen. So betrachtet, zeigt die ganze Epoche auch geistig ein einheitliches Gesicht, eine klare Linie: Der Mensch und die menschliche Gesellschaft sondert sich auf neue Art, mit neuem Stile ab, trennt sich vom Naturganzen und entwickelt ein neues, auf Vernunft, gesellschaftliche Kultur und Selbstbestimmung gegründetes Lebensgefühl. In diese Linie passen Voltaire und Diderot, paßt der mittlere Goethe, paßt Schiller. Es handelt sich für diese Geister um die Aufstellung neuer Menschenideale, um die Fassung eines neuen Bewußtseins von Gemeinschaft, Gesellschaft, Staat, Sozialität. Aber daneben steht, vom Gegenpol ausstrahlend, eine nicht minder lebhafte Tendenz zu einem neuen Naturgefühl, welches den Menschen keineswegs als losgelöstes Endergebnis der Natur betrachtet, sondern ihn pantheistisch aufs neue innig als ein Stück All und Natur empfindet. Auf dieser Seite stehen die meisten Gedanken und Stimmungen Rousseaus, Klopstocks, des jungen Goethe. Überall sehen wir beide Pole wirksam, der Sehnsucht nach einer bewußten, auf Vernunft gegründeten Gesittung steht ein Heimweh nach Chaos und Urwelt gegenüber, dem Streben nach Kritik und Vernunftmoral ein Verlangen nach Gefühlsfreiheit, Schwärmerei und paradiesischer Naivität.

Beide Richtungen kreuzen sich und vermengen sich, wie bei vielen andern, auch im Werk Salomon Geßners. Er gehört nicht zu den Gründern und Führern, sondern zu den Musikanten und Spielleuten, die über-

all mit dabei sind; er ist kein Denker, sondern ein Schwärmer; er ist mehr Kind als Mann, mehr Musikant als Komponist. Seine poetischen Werke tragen verschiedene Titel, aber sie sind alle ohne Ausnahme Idyllen, ihr Ton und innerstes, bestimmendes Lebensgefühl ist ein stilles, heiter-resigniertes In-sich-hinein-Musizieren, ein genügsames Schwelgen des einsamen Schäfers im Wohllaut seiner kleinen, schilfenen Flöte, welche wenig Tonarten und keinerlei Polyphonie besitzt. Aber sie tönt entzückend in der Dämmerung.

Jene angenehme Vorstellung von „achtzehntem Jahrhundert", die wir aus dem Betrachten damaliger Kleinkunst gewinnen, brauchen wir um Geßners willen nicht zu verlassen oder zu erweitern, sie ist weit genug, um ihn mit aufzunehmen. Unter den vielen hübschen, geschmackvollen, reizvollen Sachen und Sächelchen jener Zeit spielen sanfte kleine Bilder eine große Rolle, zarte holde Malereien in Wasserfarbe, graziöse, leicht und sicher stilisierende Zeichnungen, schön komponierte, poetisch-kokette kleine Kupferstiche und Radierungen. Es gibt da Landschäftchen mit friedevollen, in ein klassisches Mauerbecken gefaßten Quellen in milden Tälern, wo einige Bäume sich zum angenehmen Hain vereinen, wo ein Bauernmädchen oder eine Nymphe ihren Krug füllt und gedankenvoll oder gefallsüchtig ins klare Wasser schaut, oder eine schön gekleidete Dame lesend ihren Liebhaber erwartet, den man hinter den Stämmen im Schatten nahen sieht. Nachklänge dieser Art von Kunst findet man noch heute in den Mustern mancher Porzellane und in naiven, bäurischen Fenstervorhängen.

Statt der Quelle ist es zuweilen ein Seestrand oder Wasserfall, statt der Bäume, oder neben ihnen, steht zuweilen ein Gartenhaus oder Tempelchen, statt der Nymphe ist es zuweilen ein galanter Herr oder ein Faun, statt des Kruges ein Lamm oder ein Füllhorn, das Ganze aber ist immer auf den gleichen, süßen, idyllischen Ton gestimmt. Wir fühlen in dieser kleinen Bilderwelt Erinnerungen an Antike und Heidentum, aber auch Anklänge an die Harmonie chinesischer Landschaften, deren kultivierte Abmessungen und Architekturen das französische Rokoko so stark beeinflußt haben, seit in Paris die ersten Nachrichten und Kunstgegenstände aus jener Wunderwelt bekannt geworden waren und die Wonne von Sammlern bildeten. All diese Gebilde, all diese Radierungen und Malereien, all diese Quellen, Hirten und edel komponierten Baumgruppen aber haben gemeinsam eine Stimmung von Spielerei und Unwirklichkeit, sie atmen den Zauber der Kulisse, ihr Leben unterliegt den Gesetzen der Oper, nicht denen der Wirklichkeit. Dies Leben, dies flüchtige, anmutig kinderhafte Leben all der Nymphen und Liebespaare an ihren melodischen Bächen, unter ihren wehmütig-ernsten Baumkronen, in ihren geschmackvollen Toiletten — dies ganze Leben ist Oper, ist Spiel, ist Märchen und Traum. Alle diese zarten Gebilde sind nicht entstanden aus einem Bestreben, das Leben des Tages nachzuzeichnen, die Wirklichkeit zu ergründen und zu stilisieren, sondern aus dem Wunsch nach Spiel und Traum. Sie denken ans Leben und dienen dem Leben nur als Geschenke, welche Liebende einander geben, als zarte Anregungen zur Erotik. Ihrem ganzen Wesen

nach streben sie vom Leben des Tages hinweg, ihr ganzer Sinn und Antrieb, aus dem sie geboren sind, ist Flucht vor dem Wirklichen.

Solche geschmackvolle, zärtlich zu Traum und Weltflucht verlockende Dinge hat auch Salomon Geßner gemacht. Er hat Aquarelle gemalt, schöne Bilder gezeichnet und radiert, und hat in diesen Künsten nicht bloß zu den stümpernden Liebhabern, sondern zu den vielen kleinen Meistern jener Zeit gehört. Und ebenso wie er gemalt und gezeichnet hat, so hat er auch gedichtet. Seine dichterischen Idyllen sind durchaus Geschwister seiner gemalten und radierten Blätter, sie gehören zusammen und setzen einander fort. Alles, was Geßner in seinem Leben gearbeitet hat, steht unter diesem Zeichen. Sein Leben lang hat er sich begnügt, seine sanften Melodien zu blasen, immer auf derselben Schäferflöte, immer weggekehrt vom Tag und Markt, immer sehnlich hinübergewendet ins Reich der seligen Spielerei, der Schäfer, der lichten Abendwölkchen, der zeitlosen und problemlosen Anmut.

Der Mensch von heute neigt dazu, diese Beschäftigung eines ganzen Lebens mit Tand und Spiel für reichlich absurd oder unwürdig anzusehen. Weit liegt jene unernste, wirklichkeitsfremde, problemlose Opernwelt hinter ihm. Was wir Menschen indessen als absurd und unwürdig empfinden, das gilt immer nur für eine kleine Weile, und wir betreiben heute mit blutigem Ernst und heiliger Überzeugung allerlei Dinge, über welche unsre Enkel ebenso lächeln werden wie wir über den Herrn Geßner und seine hübschen Idyllen. Daß er für seine eigene Zeit keineswegs etwas Unklu-

ges und Unnützes tat, sehen wir schon daraus, daß diese Zeit ihn sehr gebraucht, daß sie ihn freudig willkommen geheißen und seine Idyllen begierig verschlungen hat. Kluge und tätige Männer und Frauen haben an dieser Spielwelt ihr Gefallen und ihren Zeitvertreib, ihren Trost und ihr Entzücken gefunden. Vor allem aber fand dies der Maler und Dichter Geßner selbst. Denn sein ganzes Leben hat diesen Stil, er trieb seine schäferlichen Allotria keineswegs nebenher oder zum bloßen Geschäft und Erwerb (obwohl er auch den dabei fand), sondern sein ganzes Leben, nicht nur sein Schaffen, zielte nach derselben Seite hin, zielte weg vom Kampf und vom Aktuellen, und strebte nach Idylle, nach genügsamer Ruhe, Ländlichkeit und Friedlichkeit.

Salomon Geßner ist am 1. April 1730 in Zürich geboren, sein Vater war Buchhändler und gehörte dem Zürcher großen Rat an. Der junge Salomon entzückte seine Eltern keineswegs durch rasche Fortschritte und Erfolge, er blieb in der Schule stecken und galt für einen bequemen, gutartigen, aber mäßig begabten Knaben, mit dem nichts anzufangen sei. Vermutlich war seine Seele schon damals, von allem Anfang an, der Wirklichkeit abgekehrt und magnetisch von jener holden Spielwelt angezogen. Mochte diese Einstellung zum Leben nun gut oder schlecht, mochte sie unnütz oder wertvoll, mochte sie eine Tugend oder eine Krankheit sein — jedenfalls blieb er ihr mit einer Zähigkeit treu, welche der imponierendste, kräftigste Zug in seinem Wesen und Leben ist. Von den Lehrern nicht geachtet, die Eltern durch Trägheit in der Schule und schlechte Zeug-

nisse betrübend, ging der Knabe unbeirrt seinem Hange, seiner innern Stimme und Sehnsucht nach. Er entdeckte, daß man aus Wachs herrliche Gestalten von Tieren und Menschen kneten konnte, Buben und Mädchen, Schwäne und Wölfe, Greise und Engel, Helden und Damen, und er sparte jeden Kreuzer, um sich Wachs dafür zu kaufen. Vermutlich ist er zeitlebens, auch damals schon, ein ungewöhnlich glücklicher Mensch gewesen, ein Mensch mit großer Genügsamkeit, aber seiner Eigenheit und seinen Liebhabereien völlig und blind ergeben. Er ließ die Schule Schule sein und formte aus dem angenehmen, beglückend weichen und bildsamen Wachs seine Spielwelt um sich her, wie ein andrer Knabe Schlachten schlägt oder Weltbeglückerträume hat. Ungerührt durch Mißerfolg, unbeirrt durch den Gegensatz, in den er durch seine Neigungen zur Umwelt kam, lief er nachtwandlerisch seinen Weg. Mag dieser Weg eine Spielerei, eine Schwäche, eine Absonderlichkeit gewesen sein — er ging ihn, er ging ihn mit rührender Unbekümmertheit um die Meinung der Welt, um die Vorwürfe der Lehrer, um den Spott der Kameraden, um die Klagen der Eltern. Auch zu schreiben fing er früh an, aber seine Schreiberei war voll orthographischer und grammatischer Fehler, auch sie erwarb ihm nur Mißachtung. Die Lehrer gaben ihn auf, die Eltern entschlossen sich seufzend, den Buben aufs Land in ein Pfarrhaus zu schicken.

Dort lernte der junge Geßner einen Dichter kennen, der ihm tiefen Eindruck machte. Man besaß und las in jenem Pfarrhause die Schriften des Hamburgers Barthold Heinrich Brockes, vor allem sein Gedichtbuch

„Irdisches Vergnügen in Gott". Dieser Dichter Brockes ist, ebenso wie Geßner selbst, nachdem er der Liebling einer Zeit gewesen war, vergessen, verachtet und bespöttelt worden, aber neuestens, erst in den letzten zwei, drei Jahren, taucht er wieder empor, wird wieder neu gedruckt, erregt wieder Liebe und Bewunderung. Brockes war ein Sänger der frommen Freude an der Natur, zumal am Kleinen, Lieblichen und Rührenden in der Natur, ein Liebhaber und Besinger der Vögel, des Morgenrots, der Blumen, ein Poet voll inniger, herzlicher Ergriffenheit und voll unerschöpflicher Freude am Malen und Nachahmen. Geßner, kleiner und schwächer als Natur, ist ihm sicher in wesentlichen Zügen verwandt gewesen. Hier sah der Knabe Geßner einen Dichter, einen berühmten und anerkannten Herrn, gerade dasselbe tun, was er selbst so gerne tat, was er mit seiner Wachskneterei und mit seinen ersten Schreibversuchen selber getrieben hatte. Er sah diesen Dichter Brockes mit einer stillen, frommen, in sich versunkenen Seligkeit immer und immer wieder Gefühle wecken und nachgenießen, in denen er sein Genüge und seine Wonne fand, und sah, wie er daran groß und zum Künstler geworden war. Ich weiß nicht, was die Gelehrten über den dichterischen Einfluß denken, den Brockes auf Geßner geübt hat; ich halte ihn nicht für groß, denn Brockes' Sprachkunst und musikalisch-lyrisches Talent ist von dem Geßners wesentlich verschieden. Gewaltig aber war, es kann nicht anders sein, der moralische Einfluß, die Bestärkung und innere Bestätigung, welche Geßner durch Brockes finden mußte. Er sah hier aus einem bis zur höchsten Andacht ge-

steigerten Spieltrieb eine Kunst entstanden, die ihn nicht nur hinriß und beglückte, sondern die auch von der Welt anerkannt und gefeiert wurde. Kein äußeres Erlebnis ist für den jugendlichen Künstler wichtiger, keines stärkender und anspornender, als wenn er Keime, die in ihm selber treiben, bei einem Zeitgenossen zur Blüte entwickelt sieht, als wenn er das, was er selbst noch kindlich und nur zum eigensten, einsamen Gefühlsbedürfnis treibt, von einem andern zur Kunst gesteigert sieht. Dies Erlebnis fand Geßner durch die Bekanntschaft mit Brockes' Büchern.

Nach zwei Jahren kam der junge Mann in die Stadt und ins väterliche Haus zurück, aber er war nicht viel weiter gekommen in dem, was die Welt von ihm erwartete. Es fehlte ihm der Fleiß, es fehlte ihm die Freude an Kenntnissen, es fehlte ihm der Ehrgeiz. Zu keinem Studium hatte er Lust, kein Beruf zog ihn an. Da sein Vater Buchhändler war, nahm er ihn in sein Geschäft, Jahr um Jahr ging hin, aber auch der Buchhandel konnte den Jüngling nicht beglücken. Er verstand nach wie vor einzig die Kunst, sich immer wieder am Leben und Beruf vorbeizudrücken und mit Hingabe seinen stillen Beschäftigungen nachzugehen, dem Dichten und dem Zeichnen. Um ihm einen Stoß ins Leben zu geben, schickte ihn der Vater als Lehrling in eine berühmte Buchhandlung nach Berlin — dies war die einzige große Reise in Geßners Leben.

Sehr bald aber lief Salomon seinem Lehrherrn davon und führte sein Berliner Leben auf eigene Faust. Er hauste in einem Mietszimmer und trieb, wozu er Lust hatte. Und als nun der Vater vom fernen Zürich

aus am einzigen Faden zog, an dem er den Sohn noch hängen hatte, und ihm kein Geld mehr schickte, da tat der Sohn den entscheidenden Schritt und beschloß, aus seinen Neigungen seinen Beruf zu machen und es zu probieren, sich mit seinen Talenten durch die Welt zu bringen. Er verschaffte sich Ölfarbe und malte eine Weile drauf los, bis er seine Stube voll hängen hatte. Diese Bilder zeigte er nun einem befreundeten Maler. Der wies ihm eine Menge von Fehlern und Anfänger-Irrtümern nach, fand aber seine Begabung bedeutend und machte ihm Mut. Der Vater, sichtlich ein gutmütiger Mann, hielt es in der Rolle des strafenden Gottes nicht lange aus und schickte wieder Wechsel, und nun ging Geßner in Berlin entschieden auf die Pflege und Ausbildung seiner Begabungen los, als Maler und als Dichter. Ein Ausflug nach Hamburg, und bald darauf die Rückkehr nach Zürich waren die letzten Reisen dieses genügsamen Lebens. Von seiner Heimkehr (im Jahr 1750) bis zu seinem Tode (1788) hat er seine Heimatgegend nicht mehr verlassen. Doch hatte er nicht etwa einen bequemen Frieden mit der Welt geschlossen. Er lebte nach wie vor, wie es seiner Seele behagte, und machte zwar aus seiner Malerei mit der Zeit einen Beruf und verdiente sein Brot damit, ließ sich aber von Welt und Geschäften nicht einfangen, sondern blieb seinen Neigungen treu, und soviel er konnte, zog er sich von der Stadt in ein entlegenes Landhaus zurück. Die väterliche Buchhandlung, die er später erbte, ließ er von seiner Frau führen, denn er hatte inzwischen eine Frau gefunden, die es offenbar verstand, ihn gewähren zu

lassen und nötigen Ortes seinen Mangel an Wirklichkeitssinn durch eigene Tüchtigkeit auszugleichen.

Geßner las französisch und deutsch, lebendige Beziehungen zu Zeitgenossen und zeitgenössischer Dichtung aber hat er nur nach Deutschland hin gehabt. Er kannte Klopstock und Hagedorn, genoß den väterlichen Rat Ramlers in poetisch-metrischen Fragen, und ist ein naher und inniger Freund Wielands gewesen, welcher zeitlebens von ihm mit herzlicher Anhänglichkeit und Bewunderung sprach. Wieland, dieser geschmeidige und feine Geist, dieser heute wenig mehr gekannte glänzende Stilist und Erfinder, war als Dichter vielseitiger und weit größer als Geßner, hat aber dessen eigenste Musik und Gefühlstonart tief und dankbar begriffen.

Die Zeit war zu Ende, in welcher Geßner zu seinen deutschen Dichterfreunden nur im Verhältnis der Dankbarkeit und des Empfangenden stand. Nach mehreren erfolglos gebliebenen Publikationen fand er mit seinen „Idyllen" (zuerst erschienen 1756) eine begeisterte Aufnahme, und gehörte nun dem Sternhimmel der damaligen deutschen Dichtung an, wurde übrigens rasch auch ins Französische übersetzt und in Frankreich sehr gefeiert. Zürich war damals eine der Hauptstädte der deutschen Literatur, seit Bodmer bestanden zwischen der deutschen Schweiz und dem poetischen Deutschland enge, lebendige Beziehungen. Mag das maßlose Entzücken, die innige Sympathie, mit welcher Geßners bescheidene Dichtungen im damaligen Deutschland aufgenommen wurden, uns Heutigen seltsam erscheinen — damals fand die schöngeistige und empfindsame Welt in seinen Gedichten etwas, was sie in dieser Reinheit noch nicht

vernommen hatte, und was wir nicht mehr in seiner ursprünglichen Stärke nachfühlen können. Denn in jener Welt war das, was für uns der klassische Ausdruck jener empfindsam-zärtlichen Seelenstimmung, jener idyllischen Weltflucht und Gefühlspflege ist, noch nicht vorhanden. Goethes Gedichte waren noch nicht da. Jene überaus holde, innige, zarte Stimmung des Goetheschen Mondliedes mit dem „Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt!", die wir, innig verbunden mit der wunderbaren Musik Schuberts, noch heute als etwas unendlich Süßes mitzuempfinden vermögen, sie war damals noch nicht ausgesprochen, war noch Ahnung und zarte Gefühlsdämmerung, und einer ihrer frühsten, melodischsten Verkünder ist Geßner gewesen.

Der berühmt gewordene Geßner genoß nun in Zürich großes Ansehen, wurde in den großen und in den kleinen Rat gewählt, sah häufig Gäste aus dem Auslande, zumal deutsche Literaturfreunde, bei sich zu Gaste, und gehörte scheinbar nun ganz der offiziellen und richtigen Welt an, zu welcher er während seiner Jugendjahre nie die rechte Stellung hatte finden können. Aber sein eigentliches Leben hat sich nie geändert, Ruhm und Ämter kamen ihm nur von außen zu und er verhielt sich zu all dem mehr leidend als tätig, er ließ die Welt gehen, „ohne Haß", aber er gehörte ihr nicht an. Als Dichter geliebt und berühmt, konnte er doch vom Ertrag seiner Schriften nicht leben, und erwarb sich sein Brot als Maler. Im Malen und Dichten, in einem genügsamen Landleben mit einigen Freunden, und in inniger Freundschaft mit allen Kin-

dern seines Kreises fand er sein eigentliches Leben. Solche Genügsamkeit und idyllische Lebensenge erscheint heute eher als Schwäche und Bequemlichkeit, diese Einschätzungen indessen sind — wie schon gesagt — sehr vergänglich, und man mag Geßner sich mit nicht weniger Grund als einen wirklich Weisen vorstellen, welcher in goldner Mitte zwischen Reich und Arm, zwischen Weltzugehörigkeit und Weltflucht ein in sich begnügtes, in sich ausschwingendes Leben spann.

Wie es in Geßners Sommerwohnung im Sihlwalde etwa ausgesehen habe, möge man in Gottfried Kellers Zürcher Novellen, im „Landvogt von Greifensee“, nachlesen. Über Geßners Person sagt Keller dort die freundlich schönen Worte: „Salomon Geßner hatte, da der Sommer begonnen, seine Amtswohnung im Sihlwalde bezogen, dessen Oberaufsicht ihm von seinen Mitbürgern übertragen worden war. Ob er das Amt wirklich selbst verwaltete, ist nicht mehr erfindlich; so viel ist gewiß, daß er in jenem Sommerhause dichtete und malte und sich mit den Freunden lustig machte, die ihn häufig besuchten. Er stand dazumal in der Blüte seines Lebens und seines Ruhmes, der sich bereits über alle Länder verbreitet hatte; was von diesem Ruhme verdient und gerecht war, trug er mit der Anspruchslosigkeit und Liebenswürdigkeit, die nur solchen Menschen eigen sind, die wirklich etwas können. Geßners idyllische Dichtungen sind durchaus keine schwächlichen und nichtssagenden Gebilde, sondern innerhalb ihrer Zeit, über die keiner hinauskann, der nicht ein Heros ist, fertige und stilvolle kleine Kunstwerke. Wir sehen sie jetzt kaum mehr an und bedenken nicht,

was man in fünfzig Jahren von alledem sagen wird, was jetzt täglich entsteht. Sei dem wie ihm wolle, so war die Luft um den Mann, wenn er in seiner Waldwohnung saß, eine recht poetische und künstlerische, und sein mehrseitiges fröhliches Können, verbunden mit seinem unbefangenen Humor, erregte stets goldene Heiterkeit."

Im Alter von achtundfünfzig Jahren starb Geßner, im März 1788, allgemein beliebt und betrauert.

* * *

Was nun „von seinem Ruhme verdient und gerecht war", dies zu entscheiden ist nicht unsere Sache. Wir fühlen uns, so sehr wir uns darum bemühen mögen, niemals völlig in die Seelenlage einer andern Zeit zurück. Und zu Geßners Zeit war in den „gebildeten Ständen" die Seelenlage eine solche, daß Geßners Dichtungen bei jenen Menschen auf ein tiefes Bedürfnis, auf eine lebendige Sehnsucht trafen, daß sie etwas aussprachen, was Tausende fühlten. So gehört seine Dichtung zu den wertvollen Geschenken, welche Deutschland von der Schweiz im Geistigen empfangen hat. Für meine Person bekenne ich, daß einige von den Geßnerschen Idyllen, welche ich schon als Knabe samt einer Menge andrer Literatur aus der Urgroßväterzeit in meines Vaters Bücherei kennen lernte, mir damals einen überaus schönen, rührend reinen, köstlich zarten Eindruck machten, und daß von daher eine kleine stille Liebe zu diesem verschollenen Dichter mich weiter begleitet hat.

Ein klein wenig störend war mir nur immer das

klassisch-griechische, antike Gewand, die mythologischen Namen, und die Berufung auf Theokrit und andre griechische Vorbilder. Als ich, viele Jahre später, einmal aus einer Biographie Geßners erfuhr, daß dieser theokritische Dichter gar kein Griechisch verstand und keine griechischen Bücher lesen konnte, atmete ich erheitert auf, denn in der Tat hatte ich, außer den paar Namen, in seinen Idyllen niemals eine griechische Luft gespürt. Nein, Geßners Poesie hat mit Theokrit, oder Anakreon, oder andern antiken Dichtern sehr wenig zu tun. Seine Dichtung, seine Gefühlswelt ist gewiß für seine Zeit nicht die Wiedererweckung irgendeiner historischen Stimmung gewesen, sondern etwas ganz und gar Modernes. Es waren Gefühle und Schwärmereien seiner Zeit, der Zeit um 1750, die in Geßners Prosagedichten die Zeitgenossen bezauberten. Und das Gewand, die Dekoration, die märchenhaft-opernhafte Bühne, die musikalische Zeitlosigkeit, in der diese Dichtungen atmen, scheint mir überaus nahe mit einer ganz anderen Welt als der griechischen verwandt, nämlich mit der Welt der wirklichen Oper. Die Oper des achtzehnten Jahrhunderts, so scheint mir, atmet dieselbe Stimmung wie Geßner, sie schwebt in derselben Zeitlosigkeit, sie spielt mit derselben halbwehmütigen Tändelei alle Teilnahme vom wirklichen Leben hinüber in eine Phantasiewelt von feenhaft unirdischer Art. Und was in der Dichtung untergegangen ist und uns Späteren fremd und veraltet erscheint, das hat in der Musik Dauer und Geltung behalten, denn ist nicht die letzte, höchste, edelste, wahrhaft zeitloseste Äußerung jener ganzen Seelenlage, des ganzen Bedürfnisses nach Verklä-

2*

rung des Alltags, nach Flucht aus der Zeit, nach spielender Vereinfachung und Idealisierung jenes Werk, das uns aus diesem achtzehnten Jahrhundert her so unbegreiflich jung und unverwelklich anschaut: Mozarts Zauberflöte?

Jede Zeit hat ihre Wirklichkeit, ihre Verherrlichung des Alltags, und jede Zeit hat ihre Flucht aus der Wirklichkeit. Jede Zeit hat ihre Tendenz nach Rationalisierung und Fortschritt, und jede Zeit hat ihre Sehnsucht nach Paradiestraum und unverantwortlichem Spiel der Gefühle. Keines dieser Bedürfnisse hat recht, keines hat unrecht. Es gab für die Menschen vor hundertfünfzig Jahren einen Augenblick, da entsprach Salomon Geßner mit seinen Idyllen einem lebendigsten, einem notwendigsten, einem echtesten Verlangen und Bedürfnis. Andere haben sein Lied zu Ende gesungen, Goethes Jugendgedichte haben Geßners Melodie vollendet. Scheinbar ist damit Geßners Recht auf Fortleben verwirkt, scheinbar ist er erledigt und entbehrlich geworden. Er war aber nicht bloß ein Instrument, auf dem jene Zeit sich ihre musikalischen Versuche vorgespielt hat, er war auch ein Mensch, eine Persönlichkeit, eine einmalige, fertige Gestaltung mit dem Reiz und der Unwiederbringlichkeit alles Einmaligen und Vergänglichen. Und vielleicht hat er das Beste seines Lebens nicht gedichtet, sondern gemalt, und vielleicht auch nicht gemalt, sondern unmittelbar gelebt. Wie es immer damit stehen möge, mir bleibt seine Gestalt liebenswert, wo ich ihr begegne. Und es war mir, der ich von Kind auf ebensosehr Deutschland wie der Schweiz angehört habe, auch immer eine Freude,

von diesem Manne zu wissen, in dessen Dichtung die Schweiz etwas so Zartes, so Zärtliches hervorgebracht hat. Es war mir eine Freude zu wissen, daß es zwischen meinen beiden Heimatländern nicht eine reinliche Arbeitsteilung gibt, daß nicht etwa die Schweiz nur die soliden, derberen, kraftvollen Dichter liefert wie den Gotthelf und Keller, sondern daß dazwischen auch so hingehaucht feine Töne lebendig waren, wie wir sie sonst nur von Schwaben, Franken und Österreichern zu hören gewöhnt sind.

Montagnola (Tessin), im Januar 1922

Hermann Hesse

Salomon Geßner

Dichtungen

Der erste Schiffer
In zween Gesängen

Erster Gesang

Manch kummervolles Jahr war schon vorübergegangen seit jener schrecklichen Nacht, da Mylons Hütte auf ihrem kleinen Vorgebirge durch die wühlende Flut weit von dem festen Lande getrennt war; zwischen dem festen Land und ihrer Wohnung hatte das Meer die vereinenden Fluren verschlungen. Auf einsamer Insel stand ihre Wohnung, von jenen Ufern so ferne, daß sie bei sanftester Stille des Himmels und des Meeres das lauteste Brüllen der Herden vom blauen Ufer nicht hörten, von allen Freuden entfernt, die nachbarliche Liebe und gefällige Freundschaft ihnen ehedem gewährten. Semira hatte lange schon ihren Geliebten begraben, und in trauriger Einsamkeit lebte sie da mit ihrer Tochter, und keine Gesellschaft versüßte ihre Stunden, es seien denn die Vögel des Himmels und ihre kleine Herde.

Melida, ihre Tochter, wuchs, von keinem Jüngling bewundert, in blühender Schönheit; bei frohen Spielen und beim Reihentanz wäre sie unter den Schönen immer die Schönste gewesen, anmutiger als der junge

Pfirsichbaum, wenn er zum erstenmal mit schönen Blüten prangt.

Semira, aus zärtlicher Sorge, die Einsamkeit ihrer Tochter nicht mit bitterm Kummer zu quälen, nicht mit Begierden nach Freuden, denen jeder Zugang verwehrt war, verhehlt' ihr jede gesellschaftliche Freude, die Freuden, die dort am Ufer auf jeder Flur, in jedem Schatten sich umarmen, aber jeden Tag ging sie hin, bei Mylons Grab eine traurige Stunde zu verweinen. O du bist hin! so klagte täglich ihr Kummer, du bist hin, ach du, du Trost meines Lebens, du Stütze in unserm Elend; hilflos, von allem verlassen, vom tobenden Meer umschlossen, was für ein Schicksal wartet auf uns! Kein freundschaftliches Mitleid lindert unsern Jammer, und jede nachbarliche Hilfe ist uns versagt. O! könnt' ich auch dich sterben sehen, Melida, geliebteste Tochter! Ach! so groß ist mein Elend, daß dies mein sehnlichster Wunsch ist. Könnt' ich dich sterben sehn! Sterb' ich, ach! und du, in aufblühender Jugend, bleibst allein zurück! Schreckliche Aussicht! allein von rauschenden Wellen umschlossen, keine Gesellschaft, als hilfloses Elend und Jammer. Dann kömmt keine menschliche Stimme vor dein Ohr, nie ertönt dir die Stimme eines liebevollen Gatten, den dein Liebreiz und deine Tugend beglücken, nie der frohe Muttername der stammelnden Kinder, nie die Stimme der Freude, nur die Stimme deines eigenen Jammers tönt dir aus den traurigen Schatten und aus den Felsenklüften zurück; lange Qualen werden deine Jugend verzehren, trostlos wirst du sterben, die Tränen der Liebe werden nicht bei deinem hilflosen Sterben

fließen, und dein Leichnam wird unbegraben an der brennenden Sonne zerfallen, oder der Raub der Vögel des Himmels sein. O verhehlt ihr mein Klagen, ihr Klüfte! Ihr einsamen dunkeln Schatten! euch allein kann ich klagen; verhehlt ihr meinen Jammer, ihr, die in unschuldiger Unwissenheit ihr ganzes Elend nicht kennt. So klagte Semira und verhehlt ihrer Tochter die Qualen, die immer an ihrem welkenden Leben nagten.

Melida spielte indes in reizender Unschuld mit jungen Lämmern; sie brauchten keinen Hüter, da sie das rauschende Meer in ihre kleine Flur umschloß; oder sie wölbte geruchreiche Schatten zu Lauben; sie war die Schützerin der Pflanzen, denn jeder leidenden Blume und jedem Gesträuche half sie zu gesundem Wachstum empor; und eine Quelle leitete sie umher und ließ von Steinen sie rieseln, oder in kleinen Teichen sie sammeln. Rings um die Insel her hatte sie eine gedoppelte Reihe fruchtbarer Bäume gepflanzt, in deren jungen Schatten sie einsam, schön wie Venus auf der Insel Paphos, daherging. Auch hatte sie eine Höhle in einem Felsen am Ufer sich ausgeschmückt, denn die Einsamkeit ist phantasienreich; was die spielenden Wellen von Muscheln ihr ans Ufer brachten, das trug sie in ihre Höhle und befestigt' es an ihren Wänden, mannigfaltig nach Gestalt und Farben geordnet. Die größeste von allen empfing ein vom Gewölbe in hellen Tropfen fallendes Wasser mit angenehmem Plätschern; und vor dem Eingang flatterten Jesminstauden empor.

Unter so unschuldigen Geschäften flossen ihre Stunden dahin, und sie fühlt' es nicht, daß sie einsam

war; sechzehn jugendliche Jahre waren so vorübergegangen, aber itzt fing sie an es zu fühlen, daß sie einsam war. Staunend und mutlos ging oder saß sie oft in ihrem Schatten und redete so mit sich selbst: Wozu haben wohl die Götter uns hierher gesetzt, so einsam? Unglücklicher als alle andern Geschöpfe, wozu sind wir da gewesen, und wozu sind wir noch da? O ich fühl es, woher sonst dieser Unmut, als fehlte mir etwas, das zu meinem Wesen gehörte, etwas, das ich nicht nennen kann; ja ich fühl es, daß ich zu dieser Einsamkeit nicht geschaffen bin; es muß etwas Besonders mit uns vorgegangen sein, das meine Mutter mir verhehlt. Ich seh es, immer schwebt ein trauriges Geheimnis vor ihrer Stirne, und wenn ich nachforsche, dann zittern Tränen in ihren Augen, die sie mit Mühe zurückhält. Ich soll mich auf die Weisheit der regierenden Götter verlassen, so sagt sie, und geruhig unser Schicksal von ihren Händen erwarten. Ich will nicht forschen; in stiller Ehrfurcht will ich mein Schicksal von ihren Händen erwarten, so dunkel auch die geheimnisreiche Aussicht ist.

Oft sah sie tief nachdenkend über das weite Meer hin. O ihr unabsehbaren Fluten! sagt mir, o! sagt mir! Ist dieser kleine Punkt, diese Insel, die ihr umgebet, denn wie klein ist sie in euern unabsehbaren Flächen! ist sie das einzige Land? Sind nicht etwa meinem Auge zu ferne andre Ufer, die ihr bespület? Ach! Meine Mutter leugnet mir's, aber ihr schweigender Kummer gibt mir Verdacht. Gewiß! gewiß, das ist nicht das einzige Land in eurer ungeheuren Fläche; denn was ist jenes dort, das wie ein niedres Gewölk un-

beweglich in einer langen Reihe über euerm äußersten Rand sich hinzieht? Vielleicht trügt mich die Einbildung, aber mir deuchte schon bei tiefer Stille fern hertönende Stimmen zu hören. Was kann es anders sein? wiewohl es so klein zu sein scheint, das macht die tiefe Entfernung; ich weiß es, o ich weiß es! scheinen doch die fernen Wellen auch klein, scheint nicht unsre Hütte auch viel kleiner, wenn ich vom äußersten Ende der Insel sie sehe? Und ist es Land, wie dieses hier, mit Fluren und fruchtbaren Bäumen, so werden auch Geschöpfe sein, zu deren Genuß sie da sind. Aber vielleicht sind's andre Geschöpfe, als die sind, die wir hier haben, vielleicht auch keine Geschöpfe, wie ich bin; keine, die mir zur Gesellschaft besser dienen könnten, als meine Schafe hier; aber wenn's wäre: ach! zwar macht der Gedanke mir bange; wenn jenes ein Land wäre, von Geschöpfen, wie ich bin, bewohnet, und es wären ihrer viele, wie auch viele Vögel und viele Schafe auf unsrer Insel sind, und sie könnten miteinander sich freuen, wie die mannigfaltigen Vögel sich freuen, oder wie meine Schafe in gesellschaftlicher Einigkeit sich freuen; o glückliche, glückliche Geschöpfe! Verlaß mich, verlaß mich, zu reizender Gedanke! Ausschweifende Gedanken, wo führet ihr mich hin, mich unglücklich zu machen? O ihr Wellen! Wenn ihr an jenes Ufer euch wälzet, dann lispelt den glücklichen Bewohnern, daß ein unglückliches Mädchen am Gestade jener Insel weint. Verlaßt mich, ausschweifende Gedanken, ihr macht mich nur trostlos.

Oft fragte sie ihre Mutter: Aber sage mir: warum bleiben wir zwei immer nur zwei, da alle Geschöpfe

sich mehren? um die Pflanzen her wachsen junge Pflanzen von gleicher Art, jährlich mehret sich unsre Herde; wie freudig hüpfen die jungen Lämmer und freuen sich ihres Daseins! und die mannigfaltigen Vögel: Ich sah es und weinte! Dort in der dunkelsten Laube saß ich und bemerkte viele Tage alles. Zween Vögel hatten ein reinliches Nest sich gebaut, dann spielten sie mit süßer Freundlichkeit auf nahen Ästen. O wie sie sich liebten! Bald darauf sah ich Eierchen in dem Neste, die der eine mit sorgfältiger Wache mit seinen Flügeln deckte, indes der andre auf nahen Ästen ihm zur Kurzweile sang. Alle Tage bemerkt' ich's von der Laube. Bald sah ich unbefiederte kleine Vögel, wo die Eier sonst waren, indes die größern mit neuer Freude sie umflatterten und Speise in ihren Schnäbeln den noch unbehilflichen brachten, die mit zwitschernder Freude sie empfingen; nach und nach befiederten sie sich und schwangen die noch schwachen Flügel; aber itzt hoben sie sich aus ihrem kleinen Nest auf den nahen Ast, die größern flogen ihnen vor, als wollten sie ihnen Mut geben, ebendasselbe zu wagen. O meine Mutter, wie lieblich war das zu sehen! Sie schwangen oft die Flügel, als wollten sie es wagen; und furchtsam wagten sie es nicht. Da wagt' es der Kühnste und sang vor Freude über die gelungene Sache und schien seinen furchtsamen Gespielen zu rufen; sie wagten es auch, und itzt flatterten sie umher und sangen mit allgemeiner Freude. Ach was wunderliche Gedanken da bei mir entstunden! Warum sind wir allein, denen diese Freude versagt ist?

Semira war bang, die ihrem Geheimnis so gefähr-

lichen Fragen zu beantworten. Ich weiß selbst von allem dem nichts, sprach sie; was willst du durch unnützes Nachforschen dir Mutmaßungen, leere Einbildungen erfinden, die Wünsche in dir erwecken, die doch nur Träume sind und dennoch deine unschuldige Ruhe stören? Was willst du den Göttern mit vorwitzigen Nachforschungen zuvorkommen, die allein wissen, was mit uns vorgehen soll und unser Schicksal früh oder später nach ihrem weisen Willen lenken werden?

Aber, so antwortete Melida, die Götter wollen mir's verzeihen! wozu wird man in so müßiger Einsamkeit nicht verleitet! Aber den Wunsch kann ich doch nicht unterdrücken, daß unser Geschlecht sich auch, wie andre, vermehren möchte; wie das geschehen kann, das kann ich nicht ausforschen, das muß ich den Göttern überlassen. Die Pflanzen entstehen aus dem Samen, gewisse Tiere gehen aus den Eiern hervor, andre so, andre anders. Ich hab' es alles bemerkt; was hab' ich auch sonst zu tun? O wenn ich einmal so kleine Menschen fände, die auf die oder irgendeine andre Art entstanden oder ausgebrütet wären! Götter! Wie wollt' ich sie pflegen! Wie wollt' ich sie lieben! Aber nun, ich will diese Phantasien alle mit dem Wind wegjagen; die Götter werden für mein Bestes sorgen. Doch eins noch, liebste Mutter; die Frage muß ich tun und dann keine mehr: Ich weiß noch, daß ich nicht immer war, wie ich itzt bin, daß ich nach und nach zu dieser Größe wuchs, wie die Pflanzen und wie andre Geschöpfe, ich weiß noch, daß ich nicht viel höher war als ein Nelkenstock; also muß ich vorher noch kleiner gewesen sein, als ich mich erinnern kann, also muß ich einmal ange-

fangen haben zu sein, wie die Pflanzen und wie die Vögel und andre Geschöpfe anfangen zu sein; sag mir, du mußt vor mir da gewesen sein, sag mir, wie und wo hast du zuerst mich gefunden, und was ist mit mir vorgegangen? Wenn du mir das sagst, so kann ich vielleicht Mittel finden, ihnen leichter auf die Spur zu gehn, oder wohl gar — Ach ich weiß selbst nicht recht was! aber du könntest mir alles sagen — So verfolgte sie die unruhige Mutter mit tausend Fragen. Du machest mich böse, sprach sie, mein Kind, mit deinem wunderlichen Geschwätze; wie du entstanden bist, kann ich nicht sagen. Da ich allein, ganz allein war, hab' ich die Götter um Gesellschaft gebeten, und da fand ich dich an einem schönen Morgen ganz klein unter den Rosenstauden vor der Hütte; aber noch einmal, vorwitziges Kind, du wirst mit deinem unnützen Geschwätze mich böse machen; pflege du unserer Blumen, spiele mit deinen jungen Lämmern, und erzürne die Götter nicht mit dem Vorwitz und mich mit Fragen, die ich nicht beantworten kann. Seitdem du diesen wunderlichen Phantasien dich ergibst, bist du nicht mehr erfindsam, deine Stunden angenehm durchzubringen; nur erfindsam, dich und mich zu plagen, lässest du deine Höhle unvollendet und deine Pflanzen ungepflegt.

So lebte Semira mit ihrer Tochter einsam und voll Unruh und Kummer; aber die Götter hörten ihr Flehen und beschlossen, ihren Kummer mit Freude zu belohnen. Im Rat der Götter nahm's Amor auf sich. Wer unter den Göttern kann besser ein junges Mädchen beglücken?

Auf dem festen Lande der Insel gegenüber wohnt' ein Jüngling, herrlich gebildet; man hätt' ihn für einen

der Götter gehalten, wenn er auf blumiger Flur oder im Schatten des Hains wandelte. Oft hatt' ihm sein Vater erzählt, wie vor Jahren ein großer Schrecken weit umher im Lande war. Du siehest jenen Flecken dort im Meere, so sprach er und wies mit der Hand gegen der Insel; er sah sie aus seiner Hütte, die nicht ferne vom Ufer stand; ein langer Strich Landes ging einst wie ein ausgestreckter Arm weit in das Meer hinaus. Am äußersten Ende wohnt' ein redliches Paar, Semira und Mylon. Herrliche Fluren zogen von unserm Ufer sich bis zu ihrer Hütte, und zahlreiche Herden weideten an beiden Ufern des lang gestreckten Landes. Ihr größester Segen und ihre Freude war ein damals unmündiges Kind, ein Wunder von Schönheit und Anmut. Weit her kamen die Weiber des Landes, die Schönheit des Kindes zu sehen, kleine Geschenk' ihm zu bringen und die glückliche Mutter zu segnen; aber mir schauert noch, wenn ich des Schreckens gedenke. In einer Mitternacht weckte ein fürchterliches Krachen, wie tausend Donnerschläge, die ganze Gegend vom Schlafe; die ganze Gegend erbebte, das Meer tobete und stieg mit schrecklichem Getös' über sein Ufer, die Stimmen des Schreckens und des Jammers tönten weit umher durch den nächtlichen Himmel. Bei finstrer Nacht konnte keiner die Ursache des Jammers entdecken. Bebend und voll Entsetzen fand man sich auf dem Feld, in banger Erwartung; aber die Dämmerung kam, da sahn wir die schreckliche Verwüstung im Meere, die Fluren zwischen dem Land und jener Insel waren in das tobende Meer versunken; erst da die Morgensonne ins stillere Meer schien, entdeckten wir

jene Insel, und einer von uns, dem die Götter ein schärferes Auge gegeben, glaubte, bei hellen Tagen Mylons Hütte und um sie her Bäume zu sehen. Vielleicht lebt er noch mit seinem Weibe, vielleicht ist Melida (so hieß das schöne Kind) in trauriger Einsamkeit das schönste Mädchen, das je ein Sterblicher sah.

Diese Geschichte machte großen Eindruck auf das Gemüt des Jünglings, seither ging er oft ans Ufer des Meeres und staunte dem Schicksal der Bewohner jener Insel nach. Einstmals überschlich ihn ein sanfter Schlaf beim Geräusche der Wellen; da flog Amor zu ihm, setzt' an seiner Seite sich, kühlt ihn mit sanften Flügeln, daß die Mittagshitz ihn nicht wecke, und gab ihm den Traum, daß ihn deuchte, wie er das Ufer jener Insel sähe, kleine Liebesgötter flatterten da in heiligen Schatten, mit traurigen Gebärden oder sie trauerten auf wankenden Ästen des Gesträuches oder auf Blumen; tief aus dem Schatten hervor kam mit langsamem Schritt und tiefstaunend ein Mädchen, mit jedem Liebreiz geschmückt. Schlank gebückt ging sie in nachlässiger Schönheit einher; ihre weißen Haare zerflossen zum Teil auf ihren Schultern, wie Milch auf glänzend weißem Marmor zerfließt; zum Teil waren sie in einem Knoten mit einem Myrtenschoß auf ihrem Kopfe nachlässig befestigt; eine reizende Blässe war in ihrem schönen Gesicht, wie Rosen, die vor einem jugendlichen Busen verwelken, und feurige Sehnsucht schmachtete in ihren großen blauen Augen. So ging sie einher und achtete der sanften Winde nicht, die mit ihr spielten, und der schönsten Blumen nicht, die schmeichelnd um ihre Füße sich schmiegten und mit den lieb-

lichsten Gerüchen ihre Aufmerksamkeit reizten, nicht der süßesten Früchte, die in mannigfaltigem Glanz von beiden Seiten an wiegenden Ästen ihr winkten. So ging sie ans Ufer des Meeres, sah traurig über die blaue Entfernung nach dem andern Ufer hin, hub ihre weißen Arme empor und schien um Hilfe zu flehen. Da deucht ihn, wie er über das Meer hinschwebte und schnell zu ihrer Hilfe eilte. Amor empfing ihn am schattigen Ufer und führt ihm die Schöne in seine zitternden Arme; freudig flatterten die Liebesgötter umher in mutwilligen Spielen, umwanden sie mit Blumenkränzen und umdufteten sie mit Blumengerüchen von ihren sanftwehenden Flügeln. Dem Schlafenden pochte das Herz, seine Wangen glüheten und seine Arme umschlangen die weichende Luft, und da erwacht er; lange lag er noch in betäubender Entzückung. Götter! (so rief er mit bebenden Lippen) Wo bin ich? Wie? sie ist weg, sie ist aus meinen Armen geflohen. Ach! Hier lieg ich am Ufer, — dort, fern ist die Insel! Ein Traum, ach ein Traum hat mich auf immer betrogen, auf immer, ich fühl es, mich unglücklich gemacht!

Itzt ging er öfter ans Ufer, als vorher; in tiefen Gedanken und seufzend ging oder saß er itzt am Meersand und sah über die spielenden Wellen nach der Insel hin. Besonders des Nachts beim Schimmer des Mondes, wenn tiefe Stille über die ganze Gegend war und das Meer nur lispelte, dann stund er am äußersten Rande des Ufers und horcht, ob er keine Töne von der Insel her vernähme; oft glaubt er, Klagen zu hören, oder die Töne einer lieblichen Stimme; denn wie oft trügt die erhitzte Einbildungskraft die Wünsche derer,

die lieben! Oft rief er, und ihn deuchte, als hört' er Antwort aus tiefer Entfernung. Oder zuweilen glaubt er, Licht oder den Schimmer eines Feuers von der Insel zu sehn, wenn hinter ihr ein Stern am Rande des Himmels stand. Vielleicht (so sagt er), vielleicht sitzt sie dort einsam bei der nächtlichen Flamme des Herdes und staunt über ihr verlassenes Schicksal und verseufzt umsonst bei nächtlicher Stille ihre jugendlichen Tage. O ihr Winde! Hätt' ich eure Flügel, ihr Winde! Eilet, flieget jenem Ufer zu und sagt ihr, daß ich Elender hier am Ufer verschmachte.

Aber wie (so sagt er sich oft), wo ist meine Vernunft hin? ich Elender! was lieb ich? einen Traum, einen eiteln Traum! Hier schlief ich, und meine Einbildungskraft schuf ein Bild vor meiner Stirne, zwar schöner, weit schöner, als alles, was ich bisher sah; ich erwachte, aber, Götter! es verschwand nicht wie ein Traum; tief, unauslöschlich sitzt es in meiner Einbildungskraft und herrschet über meine ganze Seele; und doch ein Traum, ein Schatten, der vielleicht nirgends in der Welt seine Wirklichkeit hat, den lieb ich, der verfolgt mich bei allen meinen Geschäften; wo ich gehe, wandelt er an meiner Seite, nähret in meinem Herzen ein beständiges Feuer und diese phantastischen Qualen, und reißt mich gewaltsam an dieses Ufer hin. O schäme dich, suche deine Vernunft wieder und sei wieder, was du vor warest, ruhig und zufrieden und fleißig und erfindsam in deiner Arbeit. Geh, lache deiner überwundenen Torheit, verlasse dies Ufer und danke den Göttern, daß du noch nicht das Gespötte der ganzen Gegend bist.

Aber umsonst bekämpft' er die wunderbare Liebe, umsonst war sein Entschluß, das Ufer zu meiden. Bei dem angenehmsten Geschäfte schwebte das Bild immer von seiner Stirne; immer war es, als schleppt' eine unsichtbare Gottheit ihn ans Ufer. O ihr Götter! (so rief er dann) Soll diese Liebe ewig umsonst mich quälen und ein Schattenbild meine jugendlichen Tage mit hoffnungsloser Pein erfüllen? Aber das ist kein Traum, wie die schwärmende Phantasie sonst gibt; zu dieser Idee von Schönheit hat meine Einbildungskraft sich nie erhoben, die soweit jede Schönheit übertrifft, die bisher mein Auge gesehen. Das kann auch die bloße Phantasie im Traum nicht; gewiß, ein Gott gab mir den Traum. Aber warum, was muß die geheime Absicht sein? Das kann ich nicht ausfinden. Lebt die schöne Gestalt wirklich dort auf der Insel, warum ließ er mir im Traum sie sehn, warum will er, daß ich in Liebe gegen sie verschmachte, warum verläßt er mich ohne Hoffnung, ohne Beistand, ohne mir die Mittel zu zeigen, an jenes Ufer zu kommen? Da es unmöglich ist, jenes zu entfernte Ufer mit Schwimmen zu erreichen, was für Rat, was für Erfindung kann mir helfen? Zwar die Götter gaben dem Menschen hohe kühne Gedanken und erfindungsreichen Witz und überlassen's ihm, seine edlen Kräfte zu seinem Besten zu üben; aber, Götter! welch menschlicher Witz kann mich lehren, auf den Wellen des Meeres zu wandeln, oder wie die Meerente gefahrlos durch die Fluten zu schwimmen?

Itzt saß er oft tiefstaunend am Ufer, mit arbeitendem Verstande dacht er lange umsonst einer Erfindung

3*

nach; denn damals war die Kunst, auf Schiffen sich den Fluten zu vertrauen, noch nicht erfunden; was sollten sie auf fernen Küsten? da an jedem Ort, wo Gras für ihre Herden wuchs, Bäume mit gesunden Früchten stunden und eine klare Quelle rauschete, sie ihren ganzen Reichtum fanden und Überfluß für jedes ihrer Bedürfnisse. Lange dacht er nach, fand und verwarf lange; einsmals sah er traurig ins Meer hin, da sah er fernher dem Ufer nach etwas, das die Wellen ihm näher trieben; Freude und Hoffnung stürzten plötzlich in sein scharf bemerkendes Auge; immer kam's näher, und da sah er den dichten Stamm eines umgeworfenen Baumes daherschwimmen, von Alter ausgehöhlt, und ein schüchternes Kaninchen, von irgendeinem Feind am Ufer verfolgt, hatte mit Schwimmen sich auf den Stamm gerettet; da saß es sicher im ausgehöhlten Baum; ein blätterreicher Ast bog sich über ihm ein und deckt' es mit seinem Schatten, und ein sanfter Wind trieb den Stamm neben dem Jüngling ans Ufer. Ihm ahnte sein Glück, trunken vor Freude hüpft' er am Ufer. Dann staunt' er wieder, das dunkle Bild zu entwickeln, das wie ein zweifelhafter nächtlicher Schatten in seiner Einbildung saß, bald sich verlor, bald wieder entstand. Itzt schleppt' er den Stamm auf den trocknen Meersand, um morgens bei früher Dämmerung ein Werk zu versuchen, das so unreif noch in seinen Gedanken lag. Hoffnung und Zweifel und Schlaflosigkeit waren bis zur Dämmerung seine Gefährten; aber itzt eilt er mit schlechtem Werkzeug versehen; denn damals bedurfte die glücklichere Einfalt nicht vieles, so eilt er ans Ufer. Hab' ich doch oft gesehen (so sagt er), daß

vom Ufer gewehetes Laub, in sich gewölbt, sanft über dem Wasser schwimmt; erst kürzlich sah ich's im Teich bei unsrer Hütte, und Schmetterlinge, die über dem Teich flatterten, setzten sich hier und dort auf ein Blatt und netzten die zarten Füße nicht; nun will ich's versuchen, schon hat die Natur die Hälfte der Arbeit getan; den Stamm will ich so weit höhlen, daß ich gemächlich drin sitze; so sprach er und hub freudig seine Arbeit an. O du (so rief er), wer du auch bist, milde Gottheit! die den unvergeßlichen Traum vor meine Stirne gebracht hat, höre, o höre mein Flehen, laß meine Arbeit mir gelingen.

Oft sah er von seiner Arbeit ruhend nach der Insel und sprach: O du! Schönste unter den Sterblichen! Was ist schwierig genug, das die Liebe nicht möglich macht? Welche Gefahr ist zu groß, daß die Liebe sie nicht besiege? O was für süße Hoffnungen schweben um mein Haupt! Wie kannst du, komm ich nun bald an dein Ufer, wie kannst du deine Liebe mir versagen, mir, dessen Liebe dem Abgrund des Meeres trotzt? Hat je die Liebe was Kühneres gewagt?

Oft auch ließ er mutlos von seiner Arbeit ab. Ich Tor (so red't er zu sich), wie lächerlich ich mich hier bemühe! Wenn ein Vorübergehender mich fragte: Freund, was machest du da! Was würd' er zu der Antwort sagen? Ich höhle mir dies Holz, um mich darein zu setzen und ins weite Meer darin zu schwimmen. Wer ist der Elende, der seinen tollen Sohn so sorglos seinen Rasereien überläßt? Das müßt' er sagen. So sprach er und sah unwillig auf sein angefangenes Werk. Aber wie, so sprach er wieder, wenn's auch

nicht gelingt, so hab ich einige, sonst müßige Stunden verschwend't. Sollt' ich für meine Liebe das nicht wagen! Gewiß wohnen Leute auf der Insel; was mir mein Vater erzählte, machet mir's wahrscheinlich, und mein Traum (den hat ein Gott vor meine Stirne geführt), der machet mir's gewiß. Und wenn sie da wohnen, Götter! wie hilflos müssen sie sein, wie verlassen! Oder wenn ihr Vater, wenn ihre Mutter tot wären, oder wenn sie einst stürben, und sie wär' allein auf der Insel, von allem verlassen, und ihre jugendliche Schönheit müßt' in trostloser Einsamkeit vor Gram und Verzweiflung verblühen: Götter! Nein, nicht Liebe, Mitleiden allein müßte hier das Kühneste wagen! So verlor er oft und gewann immer wieder seinen Mut.

Wenige Tage waren verflossen, da war der Stamm ausgehöhlt und hatte die unvollkommene Gestalt eines Nachen. Itzt schleppt er mühsam ihn dahin, wo das Ufer einen kleinen Teil des Meeres umschloß und vor der Gefahr der Wellen ihn schützte; da stieß er das Fahrzeug in die Flut, setzt' in seine Mitte sich, ließ am Ufer sich treiben, wohin die sanften Wellen ihn führten, und beobachtete das Gute und das Mißlungene an seiner Arbeit; die Wellen führten ihn wieder ans Ufer, da hub er seine Arbeit wieder an, ändert' oft und versucht' es oft wieder. Aber, so dacht er, nun ist die Hälfte des Werkes vollendet; aber was für Mittel hab ich, die Reise nach meinem Willen zu lenken? So fahr ich nach der Willkür des Windes und der Wellen; tollkühn wär es, wenn ich die Reise in das offene Meer hinaus nach der Insel so wagte. Hundert Gedanken stellten sich seiner Einbildungskraft dar, und hundert

verwarf er. Aber (dacht er itzt) lenkt doch der Schwan mit breiten fortstoßenden Füßen seinen Lauf, und alle Vögel, die in den Fluten schwimmen; hat ein Tier mich gelehrt auf dem Stamm eines Baumes zu schwimmen, so können auch Tiere vielleicht mich hier unterrichten. Wie, wenn ich Füße von Holz mir machte, breit wie die Füße des Schwans, wo sie in die Flut sich tauchen, und ich regierte sie mit jeder Hand einen auf beiden Seiten des gehöhlten Stammes! Voll Entzücken über diesen Gedanken eilt er, bequemes Holz sich zu schneiden, und bald war es in Gestalt zweier Ruder; da lief er in den Nachen und probierte lang umsonst, aber jeden Tag beobachtete er die Lenkung der Füße der schwimmenden Vögel, und jeden Tag fand er neue Vorteile, sein Fahrzeug zu lenken. Lange schwebt er in dem kleinen Meerbusen umher, aber kühner auf seine Kunst sich verlassend, schwamm er itzt hinaus ins offene Meer und lenkte seinen Nachen glücklich zurück und sprang voll Freude wieder ans Ufer. O süße Freude! (so rief er) Nun ist mir das Wunder gelungen; kühn will ich itzt mit den ersten Strahlen der Sonne auf dem Meer sein, wofern morgen die Winde mir gewogen sind, will ich im kleinen Gefäße von Holz den Fluten des Meeres mich vertrauen. Kühn ist mein Unternehmen, aber marternd und tödlich meine Liebe, und nur ein Elender wagt's nicht, Unglücklichen durch drohende Gefahren hindurch Trost und Hilfe zu bringen. Itzt befestigt' er seinen Nachen im kleinen Meerbusen und ging (denn die Nacht kam) in seine Hütte zurück.

Ungesehn hat Amor bei der Arbeit immer seinen Mut befeuert, aber itzt flog er in tauvoller Nacht beim Schimmer des Mondes auf schnellen Flügeln der Insel zu, die Äolus, der Gott der Winde, bewohnt. Fernher rauscht ihm das Getöse des Felsen entgegen, der in ungeheurer Höhle die Winde verschließt, wie das Getös eines Sturmes im Weltmeer. Itzt senkt' er sich gerade auf den Felsen herunter, der hoch aus den Wellen emporstand; da saß der Gott der Winde auf einer Klippe beim Eingang der Höhle. Winde mit sausendem Geräusche flogen aus und ein, wie Bienen um ihren Stock summen. Auf seinen Befehl gehorchend kamen sie sonst, oder flogen aus, im Meer zu toben, oder in Gebirgen zu heulen, oder über Strafbaren ein Gewitter zu sammeln; sanftern Winden befahl er, um stille Hütten und Fluren zu säuseln, den Fleiß bei seiner Arbeit zu kühlen, oder in dem Schatten der Haine und Gebüsche zu schwärmen. Aber mutlos achtete er itzt nicht der Winde, saß auf der tautriefenden Klippe da, stützte den Arm auf seine Knie, und der eine Schlaf lag in der von Locken umflatterten Hand. Harmvoll saß er da und sah in die Wellen, die im Mondschein sich wälzten. Ihn peinigte Liebe, Liebe zu einer der Nymphen des Meeres. Amor hatt' ihn, da er einmal vorüberflog und müßig vor seinem Felsen ihn liegen sah, mit einem seiner schärfsten Pfeile verwundet. Cytherens Sohn hört fernher ihn klagen, und ließ auf einer nahen Klippe des Felsen sich nieder, um seine Klagen zu behorchen. O du (so klagt er), die du

lieblicher bist, als alle vom Gefolge der Thetis, schöner als alle, die in dem Meere schwimmen, soll denn Mitleiden und Liebe, sollen sie nie meine Schmerzen belohnen? Ach! zu lange schon hat mich die Liebe gemartert; umsonst tragen dienstbare Winde meine Seufzer und meine Klagen vor dein Ohr, und du achtest meiner nichts, wie schmachtend ich hier auf meinem Fels liege und mit sehnsuchtsvollem Auge dir nachsehe, wenn du auf sanften Wellen daherschwimmest, in denen deine milchweiße Brust wiederscheint. Wenn du oft hoch über die Fluten emporsteigest, daß ich den ganzen Reichtum deiner Schönheit sehe, dann schauert Entzücken ganz durch mich hin; aber wenn du dann plötzlich tief in die wirbelnde Flut dem lüsternen Aug' entfliehest, ach! dann durchbebet mich eiskaltes Entsetzen. Oder wenn du mit andern Nymphen auf glänzender Flut in muntern Spielen umherschwebst, daß das Meer um euch her schäumt, und Wasser aus euern Kränzen von blumigtem Meergrase rinnt. Aber wütende Eifersucht zerreißt mir die Brust, wenn ihr in mutwilligem Kampf die schilfbekränzten Meergötter mit Ruten von Schilfrohr verfolget, wenn der Verfolgte oft plötzlich sich umwend't und mit nervigtem Arm dich umfaßt. Zwar entschlüpfen deine nassen Lenden ihm leicht, unter den Fluten verborgen, kömmst du dann plötzlich mit spöttischem Lachen fern von ihm wieder hervor. Aber wenn er dich unter die Fluten verfolgt, Götter! wenn mein Auge beide nicht mehr sieht, oder wenn plötzlich einer der Götter dir unversehens tief aus dem Meer herauffährt und auf triefenden Schultern mit lautem Gelächter dich Erschrockene hoch emporhebt, o dann stampf ich

rasend den Boden — denn du lächelst, und bist nicht böse über das tollkühne Spiel und vergissest, was für Marter indes mich Elenden verzehrt. Schon ergreift mein nervigter Arm den nahesten Fels, den Bösewicht zu zerschmettern; schon ruf ich den rasendsten Winden, im wütenden Sturm ein mir so häßliches Schauspiel zu stören; aber aus Furcht, dich zu erzürnen, entstürzt der Fels meiner Hand, jag ich die tobenden Winde zurück und sink' in ohnmächtiger Raserei dahin. Immer sucht dich mein schmachtender Blick, und weckt mich des Nachts das Plätschern der Wellen, dann glaub ich, du schwimmest am Ufer, rufe dir umsonst und fluche der Dunkelheit, die dich verbirgt. Ach daß du nicht eine der Erdgebornen bist! Falsche Fluten verhindern mich, dir zu folgen, dich mit Seufzen und Klagen, wohin du gehst, zu verfolgen. Komm, o komm an mein Ufer! hier sind liebliche Höhlen; meine sanftesten Winde sollen dich kühlen, aus allen Weltteilen sollen sie die lieblichsten Gerüche dir sammeln, und unter ihrem belebenden Wehen sollen die lieblichsten Schatten rings um mein Ufer aufblühen. Komm, sei du die Herrscherin der Winde; komm in der lieblichen Gestalt, in der ich dich zum erstenmal an meinem Ufer überschlich, da du im blumigen Grase saßest, da deine lilienweißen Glieder an der Sonne glänzten und glänzende Tropfen sanft herunter ins Gras flossen, wie Morgentau von frischen Rosen fließt; komm und bleib in meiner Umarmung und geh nie wieder in die Wellen zurück, wie du damals, ach! da ich dir schon nahe war, in die Wellen dich stürztest, und allen Martern der Liebe mich ließest.

So klagte der König der Winde, als Amor ihm nahe trat. Deine Klagen hab ich alle gehört, mächtiger Beherrscher der Winde! (so sprach er). Ich bin der Sohn der schön gegürteten Venus, mächtig deine Qualen zu enden; ich schwör' es dir beim hohen Olymp, wirst du eine Bitte mir gewähren, so soll mein schärfester Pfeil die spröde Tochter des Nereus verwunden, daß sie mit lieblich errötender Schamhaftigkeit an dein Ufer steigt und mit sehnsuchtsvoller Liebe jeden deiner Schmerzen belohnt. Ihm antwortet Äolus voll frohen Erstaunens: Du Sohn der mächtigen Venus! Was für eine Bitte soll ich dir gewähren; nur geringe kann ich das Glück dir belohnen, das du mit hoher Beteurung mir verheißest. So vernimm meine Bitte (sprach Amor), verschließ alle deine Winde von itzt, bis an dem Abend die Sonne wieder ins Meer geht, und mir gib tausend Zephire, daß sie so lange meinen Befehlen gehorchen. Schnell rief Äolus mit mächtiger Stimme die schwärmenden Winde zurück; mit wildem Geräusche flogen sie von allen Seiten herbei; der Gott verschloß sie in ihrer Höhle, und tausend Zephire flatterten um den Gott der Liebe her.

Bald (so sprach Amor) sollst du deine Dienste belohnt und deine Wünsche erfüllet sehn, itzt eil' ich, wo meine Geschäfte mich rufen; er sprach's und flog mit seinem Gefolge von Zephirn schnell dem Ufer zu, wo er bei der Morgendämmerung den kühnen Jüngling schon sah, der voll Freude über die Schönheit des Morgens, voll froher Ahndungen da stand. Still zitterte das glanzvolle Meer in der kommenden Morgensonne, und heller, als sonst, sah er die gegenüberstehende Insel;

das Ufer ertönte von dem Gesange der Vögel, und zwo wilde Tauben flogen über seinem Haupt hin, der Insel zu. Nur sanfte Winde lispelten am schattenreichen Ufer; so sanfte Stille war auf dem Meer und an den erwartenden Ufern, als die Göttin Venus in blendender Schönheit aus dem Meerschaum entstand; da sah der helle Himmel und das grüne Meer und die Ufer in feierlicher Entzückung auf das werdende Wunder; die Winde lagen erstaunt auf unbewegten Flügeln, nur sanfte Zephire küßten die Göttin und jede werdende Schönheit. Von neuem befeuert itzt Amor seine Kühnheit und seine Liebe, und itzt stieg er in den Nachen. O du Herrscher des Meeres; Neptun (so rief er), Götter und Göttinnen, die ihr die Meere bewohnet, o seid meinem kühnen Unternehmen gewogen! nicht Trotz, nicht sträflicher Stolz, nein Liebe, die ein Gott in meinen Busen legte, und tugendhaftes Verlangen, auf gefährlichem Wege Notleidenden Hilfe zu bringen, hat mich zu so kühnem Unternehmen befeuert. Laßt, o laßt glücklich mich jenes Ufer erreichen; und du, der diese Liebe entflammet hat, verlaß, o verlaß mich itzt nicht, du hast zuerst den kühnen Gedanken in mein Gemüte gelegt!

Plötzlich, als er noch sprach, ließ Amor aus seinem Nachen einen hohen Stab emporwachsen, von dessen oberster Spitze Blumenkränze in der Luft gegen der Insel hinflogen. Denn er hatte den Zephirn befohlen, in die Blumenkränze zu wehen und vom Ufer her die Wellen gegen das Hinterteil des Nachen zu schlagen, andere mußten vor ihm her die Wellen zerteilen und den flüssigen Weg ebnen, und andern befahl er, den

Jüngling bei seiner Arbeit zu kühlen. Itzt sah es der Jüngling mit heiligem Erstaunen, daß ein Gott ihm beisteht, und stieß voll hohen Mutes vom Ufer, und Amor flog, ihm unsichtbar, hoch über seinem Nachen vor ihm her. Aus der Tiefe herauf und von fernen Ufern kamen die Tritonen, die Söhne des Neptuns, und schilfbekränzte Töchter des Nereus; in plätschernden Spielen schwammen sie in weitem Kreis um ihn her, in freudigem Erstaunen über den kühnen Sterblichen, der der erst' es wagt, in kleinem Schiffe dem weiten Meer sich zu vertrauen. „O sei beglückt! (so sangen sie) gefahrlos sei deine Reise, kühner Jüngling! Dich wird die Liebe belohnen, sie, die so erfindsam dich macht, so kühn, in kleiner Schale des gehöhleten Stammes auf die Fluten des Meeres dich zu wagen. Wie schön schwimmst du daher, mit flatternden Blumenkränzen auf schimmernden Wellen daher, wie der majestätische Schwan, mit künstlich lenkenden Füßen. Zwar Amor flieget vor dir; der muß glücklich sein, den die Liebe in ihren Schutz nimmt. Empfangt ihn unverletzt, ihr Schatten der Insel! dort soll er den Lohn, den süßesten Lohn der kühnen Erfindung empfangen. Wir sehen's, o wir sehen in der Zukunft deine verbesserte Kunst! Nationen decken mit Fahrzeugen den Ozean und schwimmen zu fernen Nationen; Völker, ungleich an Sitten, durch ganze Meere gesondert, empfangen sich erstaunt am friedsamen Ufer; sie holen und bringen sich fremde Schätze und Überfluß und Wissenschaft und neue Künste. Auf unwirtbaren Meeren find't dann der Schiffer den ungepfadeten Weg und schwimmt auf unermeßlicher Tiefe. Er trotzet kühn des tobenden

Sturms, wenn Himmel und Meer wüten und ungeheure Wellen mit seinem Fahrzeug spielen. So kühn und erfindsam ist Prometheus' Geschlecht; Feuer der Götter lodert in ihrem Busen, und drohende Gefahr befeuert den unaufhaltsamen Mut."

So sangen die Nymphen und Meergötter in plätscherndem Tanz um den Nachen her, andre bliesen auf ihrem Muschelhorn harmonisch zum Lied. So schwamm er glücklich dahin, und glücklich kam er ans Ufer, das mit hüpfenden Schatten und lieblicher Kühlung ihn empfing; itzt sprang er freudig aus dem Nachen und zog ihn ans sichere Ufer, dann dankt er den Göttern, die so gnädig sein kühnes Unternehmen schützten. Voll froher Hoffnung irrt er itzt durch den Schatten der Insel, auf jedem Fußtritt sieht er entzückt die Spuren arbeitender Hände, sah Feigen- und Äpfel- und Birnbäume in fruchtreiche Reihen gepflanzet; Weinstöcke waren von einem zum andern gezogen, mit traubenbehangenen Armen, Jesminen und Myrtengesträuche waren hier und da in schattige Lauben gewölbt, ein klarer Bach war von einer zur andern durch wölbende Schatten geleitet, sein Ufer mit mannigfaltigen Blumen bekränzt. So irrt' er forschend im Schatten; indes saß Melida bei ihrer Mutter in der Hütte, stumm ihren Kopf auf den Busen gebogen, saß sie lange da; da sprach Semira: Wie, immer staunest du, mein Kind! Was staunest du, geliebte Melida?

Ihr erwiderte Melida, und Tränen stiegen in ihre Augen: Ach! ich staune, ich kann's nicht nennen, warum ich staune; ich weiß nicht, warum mein Herz pocht, ich weiß nicht, was so schwer auf meinem Busen liegt, das

mich unglücklich macht, unglücklicher als alle andern Geschöpfe.

Wie, meine Melida! So antwortete die kummervolle Mutter, wie unglücklich? Deine wunderbaren Einbildungen machen dich unglücklich. Was fehlt dir? Wachsen nicht alle deine Gewächse gesund empor? Was du unternimmst, das gelingt dir; deine Lauben kleiden sich mit den lieblichsten Schatten, um dich zu empfangen; die Bäume, die du pflanzest, sind alle die schönsten; sonst war deine Herde dein angenehmstes Geschäfte, und jedes Geschöpfe dieser Insel sucht mit freundlichem Betragen dich zu erfreuen.

Ja, sprach Melida und weinte; ach ja! Ehedem war alles Freude um mich her, aber sie ist nirgends mehr, der Schatten dient nur, meinen Kummer zu nähren; bei allen Gewächsen fand ich sonst Freude, sie duftete mir aus jeder Blume zu; aber ach! auf der ganzen Insel hat sie für mich verblühet, und die lebenden Geschöpfe, ach! sie sind alle glücklicher als ich. Seh ich auf den Wipfeln die Vögel, wie sie sich sammeln und froh sind und singen; seh ich meine Schafe, wie sie im Schatten sich sammeln und mit frohen Sprüngen sich ihrer Gesellschaft freuen, oder zufrieden eines an des andern wollichter Seite ruhen, dann kann ich den traurigen Wünschen nicht wehren —

Semira unterbrach ihre Rede: Aber wie, immer die alte Klage, unzufriedenes Mädchen! Was das für Einbildungen sind! Verlangen nach Sachen, die du nicht nennen kannst, nach Sachen, die nicht in der Natur sind. Wie wenn ich auch murren wollte, daß dies Meer nicht Land ist, oder daß ich nicht fliegen kann, wie

die Vögel, oder daß diese Bäume nicht mit mir reden? Und das wäre noch lange nicht so wunderlich.

Melida sprach: Aber das deucht mir doch so wunderlich, so unnatürlich nicht, was ich wünsche. Warum müssen wir das allein missen, was die Tiere alle haben? und doch haben wir sonst so viel Ähnliches mit ihnen. Sie essen, sie schlafen, sie hören, sie riechen, wie wir; sie freuen sich, sie trauern, besonders wenn man sie von ihrer Gesellschaft trennt; wir haben so vieles mit ihnen gemein, warum das nicht?

Warum das nicht? Wunderliches Mädchen! (antwortete die Mutter in unzufriednem Ton). Frage die Götter, warum sie dir keine andre Gesellschaft gegeben haben, als deine sanften Schafe und die muntern Vögel; wenn's die Götter so haben wollen, warum bist du mit dieser Gesellschaft unzufrieden??

Furchtsam leise erwiderte Melida: Ja, aber das Schaf freut sich nicht der Gesellschaft des Rehes, und die Taube nicht der Gesellschaft der Ente; jedes freut sich nur der Gesellschaft dessen, das von seiner Gattung ist. Sind wir nicht auch eine besondere Gattung? Auch mein zahmestes Schaf freuet sich mehr über seinesgleichen, als über mich.

Aber (sprach Semira) bin nicht ich deine Gesellschaft von deiner Gattung, und ich liebe dich mehr, als Schafe Schafe lieben können, und Vögel die Vögel ihrer Art.

Ja, (antwortete zärtlich Melida) ach ja, geliebteste Mutter! Aber auch du trauerst; vielleicht würdest du weniger trauern, wenn unser mehrere wären, dann wäre die Freude mannigfaltiger. Wenn unser mehrere wären, o wie entzückend würd' es sein, wenn wir mit

vereinten Kräften uns bemühten, dich zu erfreuen. Ach! wenn auch nur eins, nur eins noch wäre! Jemand, der jede meiner kleinen Freuden mit mir teilte, der immer an meiner Seite wäre, der — Ach! es ist — Mein Herz liebt dich über alles, aber es ist, als wenn noch mehr Liebe da wäre, Liebe für etwas, das ich nicht finde und nicht kenne.

Semira seufzte: Wie sehr beunruhigt mich dein unglückliches Verlangen! Die Götter versagen's dir, weil du es zu ungestüm verlangest! Sie könnten aus jedem Baum, aus Steinen könnten sie Geschöpfe machen, wie du bist, aber —

Lebhaft unterbrach die Tochter ihre Rede: Wie, aus jedem Baum, aus Steinen könnten sie das? O ihr Götter! Bei jedem Baum, auf jedem Stein will ich euch Opfer bringen; das Schönste, was jede Jahrszeit mir gibt, will ich mit unermüdetem Flehen euch opfern; — ja ich will — Plötzlich fuhr Melida zurück! Götter! (so rief sie) was seh' ich! und stand wie eine Bildsäule da; der Jüngling war vor der Schwelle der Hütte, ebenso bestürzt; Götter! sie ist's, rief er, sie ist's, die ich im Traume sah.

Semira, ganz erschrocken, sah rückwärts; voll Verwirrung stand sie von ihrem Sitz auf. Bist du einer der Olympier und willst in unsrer Wohnung uns besuchen, o sieh gnädig uns an, und — aber wie? ebenso bestürzt wie wir stehest du da an der Schwelle; wer du auch seiest, sei uns willkommen, so sprach sie. Aber der Jüngling trat in die Hütte und sprach: O nehmet gütig mich in eure Wohnung auf! ich bin nicht vom

Olymp; auf wunderbare Weise komm' ich zu euch und flehe um eure Gewogenheit euch und euern Schutz.

Melida, indes daß sie das red'ten, stand unbewegt, nur ihre Blicke eilten auf der ganzen schönen Gestalt des Jünglings umher. Itzt sprach sie: O die Götter haben meine Wünsch' erhört, diese schöne Gestalt haben sie mir zur Gesellschaft geschaffen. Komm näher, an meine Seite komm, daß ich deine Hände berühre und deine rosenfarbichten Wangen! Aber sage mir: Wie haben dich die Götter geschaffen? O wie will ich unablässig die Guttat ihnen danken? Sage mir, was warest du erst noch? ein Baum? ein Stein? So sprach sie, indes daß sie des Jünglings bebende Hand an ihre wallende Brust drückte. Itzt seufzte der Jüngling: Meine Geliebte! wofern ich dich so nennen darf. — Mich! (sprach Melida) ach sag es mir immer! mit Entzücken hör' ich's. Ich fühl es, ich bin glücklich, jeder meiner Wünsche ist in dir erfüllt. O fühle, fühle, wie mein Herz vor Freude pocht, meine Hand zittert in der deinen; so hab ich noch nie mich gefreut, noch nie das empfunden.

Götter! wie bin ich glücklich! (rief itzt der Jüngling). Lange schon hab ich dich über alles geliebt. O wie ist meine gefahrvolle Reise beglückt! wie sehr mein kühnes Unternehmen mir belohnt! So sprach er und drückte des Mädchens Hand an seine Lippen.

Was machst du, was fühl ich! (sprach Melida) O ich sterbe vor Wollust! Alles gießt neues noch nie empfundenes Entzücken in mein Herz, alles, alles, was du unternimmst. Aber du, du willst doch immer meine

Gesellschaft sein, in allen meinen Geschäften mir beistehn und alle meine Freuden mit mir teilen?

Wie kann ich anders, da ich nur durch dich glücklich bin? sprach der Jüngling.

O geliebte Mutter! (sprach Melida) wie die Götter gütig sind, daß sie meine wunderbaren Wünsche erhören und mir dieses Geschöpfe zu meiner Gesellschaft erschaffen, so liebenswürdig! sieh, Mutter, dies schöne Geschöpf ist gleich groß mit mir, nicht klein, wie du einst unter den Rosen mich fandest.

Semira sprach itzt: Laßt von unsrer Verwirrung uns erholen; setzt euch neben mir, und du, sei uns gesegnet, du kannst in keiner übeln Absicht zu uns kommen; erzähl' uns, woher du kömmst, und wie du zu unsrer einsamen Wohnung gekommen bist. Es muß etwas Wunderbares mit dir vorgegangen sein?

Sie setzten sich itzt, Melida und der Jüngling, Hand in Hand; da hub er an seine Geschichte zu erzählen, wie ein Gott ihm im Traum die schöne Gestalt der Melida gezeigt, wie er sie geliebt habe; wie er sich hoffnungslos gequält, weil das weite Meer sie trennte; wie er endlich seinen Nachen gebaut und auf einem gehöhlten Stamme mit Füßen von Holz in das Meer sich gewagt habe und unter dem Beistand der Götter an dieses Ufer gelanget sei.

Ganz erstaunt hörten sie die wunderbare Geschichte, da sprach Semira: Die Götter haben dir's in den Sinn geleget, die gefahrvolle Reise auf den Wellen des Meeres zu tun. O sei uns gesegnet! und den Göttern will ich Dankopfer bringen; sie haben zu unserm Glücke

dich herübergeführt und den schweren Kummer von meinem Busen gewälzt.

Also (sprach Melida) ist dort über dem Meer ein andres Ufer und andre Bewohner; das hab ich immer vermutet, und meine Mutter hat mir's immer verhehlt; aber du gehst doch in deinem gehöhleten Stamm nie wieder an jenes Ufer zurück; o bleibe bei mir, sei einzig und allein mein! mir deucht, ich könnte es nicht ertragen, wenn du andre Gespielen liebtest, wie mich. Aber sage mir: du scheinst mir nicht ganz zu sein, was ich bin; zarte Haare wachsen um dein Kinn her, die ich nicht habe. Das macht's, (antwortete der Jüngling) weil ich ein Mann bin, und du ein Mädchen bist. Ein Mann, (sprach Melida) das ist wunderbar; und doch könnt ich dich nicht mehr lieben, wenn du auch ganz meinesgleichen wärest. O wie vieles hat meine Mutter mir verhehlt!

Semira lächelte und befahl ihr von den schönsten Früchten die Abendmahlzeit zu rüsten. Sie ging, der Jüngling mußte mit ihr, die schönsten Früchte zu brechen. Unvermerkt, da sie unter öftern Umarmungen und zärtlichen Gesprächen der Früchte, die sie suchten, vergaßen, verirrten sie dahin, wo der Nachen am Ufer stand. Sieh' sprach der Jüngling, sieh, meine Geliebte! da steht der Stamm am Ufer, der mich über die Wellen des Meeres hin in deine Umarmung gebracht hat. Schnell voll froher Bewunderung lief sie dahin. O wunderbare Erfindung! (so rief sie) O Kühnheit! in solchem Gefäße dem weiten Meer sich zu vertrauen, das nichts ist im Meer, ein Spiel der Wellen, wie das fliegende Blatt einer Blüte ein Spiel des sanf-

testen Windes in der Luft ist, und Liebe zu mir gab dir den kühnen Mut! O mein Geliebter! Wie! ach wie kann ich deine Liebe dir danken? Aber sage mir: was ist das, an beiden Seiten befestigt? Gewiß, das sind die Füße von Holz, mit denen du, wie der Schwan, deine Reise gelenkt hast! O sei mir willkommen, gehöhlter Stamm! Sei mir willkommen, du Fremdling von fernem Ufer! Mir schöner, wie du schmucklos da liegest, als jeder andere in der schönsten Frühlingszierde! Gesegnet sei der Ort, den du beschattet hast! Gesegnet die Gebeine dessen, der dich gepflanzet hat! Der Frühling gieße alle seine Schönheiten dahin, wo er ruhet! Aber du, mein Geliebter! so sprach sie, und eine zärtliche Träne floß von ihrem Auge, da sie, den Jüngling umarmend, es sprach: O ich beschwör', bei allen Göttern beschwör' ich dich, verlaß mich nicht, steige nie wieder in den hohlen Stamm, dies Ufer zu verlassen! Tust du es, o dann müssen die erzürnten Wellen zurück dich, in meine Umarmung, zu meinen zärtlichsten Klagen über deine Untreue zurück dich treiben! O meine Geliebte! (sprach der Jüngling und küßte zärtlich die Träne von ihren Wangen) wie ungerecht ist deine Sorge! Mich müsse die erste Welle in den Abgrund verschlingen, sobald ich in der abscheuwürdigen Absicht dies Ufer verlasse! Aber wie könnt' ich, du über alles Geliebte, wie könnt' ich, da bei dir allein mein Glück, bei dir allein alle meine Freuden wohnen? An diesem glücklichen Ufer will ich zween Altäre bauen, der schönen Venus einen und ihrem mächtigen Sohn; denn er hat die unauslöschliche Liebe in meinen Busen gelegt und den kühnen

Entschluß! der andre sei dem Gott des Meeres heilig, der auf dem Rücken der Wellen mich beschützte. Aber itzt gingen sie in die Hütte zurück und stelleten in reinlichen Körbchen die Früchte auf den Tisch. Bei frohen Gesprächen kam da die Nacht, und Amor führte sichtbar sie in eine duftende Laube von Jesmin und Rosen, eine sanfte Quelle rieselte an ihrer Seite. Liebesgötter spielten durch die Ranken der Laube, und sanfte Winde flatterten mit wohlriechenden Flügeln um die Liebenden her.

Ihre Enkel verbesserten die Kunst, das Meer zu beschiffen. Am Ufer der Insel bauten sie eine volkreiche Stadt und hießen sie Cythera; hohe Türme und Tempel warfen ihren Schimmer weit in das lakonische Meer; der schönste von allen war der Liebe geheiligt, mit gedoppeltem Zirkel von hohen Säulen umgeben; Glück und Überfluß wohnten in ihren Mauern, und die reichbeladenen Schiffe des Ozeans sammelten sich in ihrem sichern Hafen.

Die Nacht

Stille Nacht! Wie lieblich überfällst du mich hier! hier am bemoosten Stein. Ich sah noch den Phöbus, wie er hinter den Stufen jener Berge sich verlor; er lachte das letztemal zurück durch den leichten Nebel, der, wie ein goldner Flor, entfernte Weinberge, Haine und Fluren glänzend umschlich; die ganze Natur feierte im sanften Widerschein des Purpurs, der auf streifichten Wolken flammte, seinen Abzug; die Vögel sangen ihm das letzte Lied und suchten gepaart die sichern Nester;

der Hirt, vom längern Schatten begleitet, blies, nach seiner Hütte gehend, sein Abendlied, als ich hier sanft einschlief.

Hast du, Philomele! durch dein zärtliches Lied, hat ein lauschender Waldgott mich geweckt, oder eine Nymphe, die schüchtern durchs Gebüsche rauscht?

O! wie schön ist alles in der sanfteren Schönheit! Wie still schlummert die Gegend um mich! Welch Entzücken! Welch sanfter Taumel fließt durch mein wallendes Herz!

Schüchtern durchstreifet mein Blick den dunkeln Wald, ruhet auf lichten Stellen, die der Mond durch das dichte Gewölb zitternder Blätter, hier am moosichten Stamm, dort auf dem winkenden Gras, oder an zitternden Ästen ins schwarze Dunkel hinstreut; oft eilt er schüchtern zurück durch trügende Gestalten krummer Stämme, oder im Dunkeln rauschender Äste, oder schwarzer Schatten erschreckt oder er fährt auf den Wellen daher, die, wie Lichter auf dem schwarzen Bach, hüpfen, der sich neben mir rauschend stürzt. Denn Luna fährt über die glänzenden Gipfel der Bäume hin, von zart geschenkelten Rehen, oder von Drachen mit rauschenden Flügeln und schlank zirkelndem Leibe gezogen.

Wie lieblich duftet ihr um mich her, ihr Blumen! und du Viole, die bei stiller Nacht nur sich öffnet, und Balsamgerüche zerstreut! Wie lieblich duftet ihr da im Dunkeln! Unsichtbar, ohne den bunten Schmuck glänzender Farben verrät euch die Wollust, die ich itzt atme. Ihr wieget im weichen Schoße schlummernde Zephire, die in sanften Spielen um euch her den langen

Tag sich ermüden; und wenn sie erwachen, dann finden sie um sich her gesammelten Tau, in reinlichen Schalen der Blätter.

Aber was für ein sanftes Gezwitscher, welch heischrer Gesang tönt dort von der sumpfichten Wiese? Kleine Laubfröschchen sitzen auf Blättern und singen ihr einschläfernd Lied, untermischt von der gröbern Stimme derer, die im nahen Wasser auf dem Rücken schwimmender Stämme sitzen, oder im Schilfe ruhen, oder das grüne Haupt aus dem Sumpf empor heben und dem Mond zusingen; so froh beim heischern Gesang, wie die Nachtigall bei gefühlvollem Lied. So lächelt und singt ein elender Dichter seinem Mäcenas zu, begeistert, so stark es sein blöder Kopf vermag, wenn er in süßer Hoffnung den Silberglanz der Schüsseln und die lang gemissete Weinflasche seines Gönners im Geiste sieht, und dünkt sich beim blöden Gesang nicht kleiner, als — und — beim göttlichen Lied.

Dort hinter der Wiese hebt sich der buschreiche Hügel sanft empor, wo unter schlanken Eichen das Mondlicht und dunkle Schatten durcheinander hüpfen; dort eilt der rieselnde Bach, ich hör', ich höre sein Rauschen; er stürzt sich an moosichte Steine und eilet schäumend ins Tal und küßt mit hüpfenden Wellen die Blumen des Ufers.

Dort ist es, wo ich einst am grasreichen Ufer beim Mondlicht das schönste Mädchen fand; es lag da in Blumen hingegossen, im leichten Kleid, leicht, wie die dünnesten Wolken, in die sich durchscheinend der Mond oft hüllt; eine Laute ruhete in dem sanften Schoße und im zarten Arm, indem die flatternde Hand Töne aus

den hell klingenden Saiten lockte; Töne, die mehr entzückten, als der Philomele ganzes schmachtendes Lied.

Sie sang; die ganze Gegend feierte das Lied, die Nachtigall horchte stumm, Amor lauschte im Gebüsch, entzückt auf den Bogen hingelehnt. Ich bin der Gott der Liebe, der Gott der frohesten Entzückung, sprach er bei sich, aber diesem Entzücken, dieser Wollust, gleichen, beim Styx, nur wenige der seligsten Minuten, die ich genoß, so lang ich Amor bin.

Luna befahl ihren Drachen, nicht mit Flügeln zu rauschen; aufmerksam lehnt sie sich über die Seite des silbernen Wagens und seufzt, die keusche Göttin!

Das Mädchen sang nicht mehr; schon hatte die Echo in nahen und fernen Klüften den letzten Ton entzückend dreimal gesungen; die Natur feierte noch das Lied, noch saß die Nachtigall stumm auf dem dichtbelaubten Ast. Da trat ich zum Mädchen. Himmlisches Mädchen! Göttin! stammelt' ich! und drückt' ihr zitternd die Hand und seufzte. Das Mädchen sah schüchtern zur Erde, schamrot und lächelnd; kraftlos sank ich neben ihr hin; Stammeln und bebende Lippen malten ihr da mein unaussprechlich Entzücken.

Meine zitternde Linke spielt' auf dem leicht bekleideten Schoße mit ihren zarten Händen verräterische Spiele; indes der andere Arm um den weißen Hals von braunen Locken umflattert sich wand.

Meine Hand sank auf den atmenden Busen; da seufzte das Mädchen, ich fühlt' es, da sah sie schmachtend nieder und nahm mit zitterndem Widerstand meine Hand vom schwellenden Busen; blöde ließ ich den Busen und den winkenden Sieg.

O Mädchen! Mädchen! Was fühl' ich! Bald fürcht' ich, du habest mich Flatterhaften zum ewigen Sklaven gefesselt!

Aber! Götter! was seh' ich! dort auf der dunkeln Flur! Flammen hüpfen daher, mit hüpfenden Flammen, sie wollen sich haschen, itzt tanzen sie im Kreise, itzt fliegen sie, wie Blitze geschwind, über Wälder und Hügel dahin.

Ihr seid Götter! Der fromme Landmann zittert vor euch, und der frevle Gelehrte nennt euch, entheiligend, entflammete Dünste. Milde Götter seid ihr, die guttätig bei Nacht erscheinen; ihr führet den irren Liebhaber zum ängstlich wartenden Mädchen; oder ihr beleuchtet beiden den Weg, wenn sie geheime Gebüsche besuchen; oder führet lauschende Verräter irre und lasset sie wartend im Sumpf.

Aber, wo seid ihr hin, flüchtige Gottheiten! Meinem Auge verschwunden seh' ich auf der ganzen dunkeln Gegend kein Licht mehr: nur dort hängt, wie eine kleine Lampe, ein Würmchen im Gras; düstern, wie die sterbende Lampe auf dem Museo des ernsten Gelehrten, der über Folianten einschlief, indes daß sein Weib unberaten im öden Ehebette schläft. Muse! du kannst es mir sagen, warum Würmer ein Licht in ihrem Hinterleib haben, und woher es entstund. Zeus liebt' einst, wie er oft tat, ein schönes sterbliches Mädchen, und Juno verfolgt' ihn immer mit altmodischer Eifersucht, der sanftern Sitten der heutigen Damen unbewußt, die mit zornlosem Lächeln ihre süßere Rache nehmen, wenn der Herr seine Hausgöttin vorbeischleicht und bei der jüngern Dienstmagd seine wilden Flammen

fühlt. Mit heftigem Zorn und scharf forschendem Auge verfolgte sie jeden seiner Tritte. Einst beim Mondschein, in einem versteckenden Gebüsche, fand sie ihn, wie er auf dem Busen und in den Falten des Kleides einer schönen jungen Sterblichen, als Käfer, mutwillig flatterte. Mit aufschäumendem Zorn sah sie lange von einer Wolke die wunderbare Szene. Sonst lieben Käfer nur Käfer; wunderbar, daß ein geflügelter Wurm gegen ein Mädchen entbrennet; so sprach sie mit grimmigem Spott, als plötzlich Zeus Zeus ward und das erschrockene Mädchen in seine Arme schloß. Was er vor war, sollst du itzt sein, sprach grimmig Juno; und schnell ward das Mädchen, den ehelichen Schimpf zu rächen, zum kriechenden Wurm; aus des bestürzten Jupiters Umarmung kroch sie an einem zerknickten Lilienstengel empor, und auf ewig ein Andenken der Schmach zu stiften, hat aus dem Abendstern Juno einen Strahl in seinen Leib gebannet, der durch dies ganze Wurmgeschlecht unauslöschlich sich mitteilt.

Itzt schwimmen am sternebesäeten Himmel kleine Wolken daher: glänzendes Silber ist ihr Rand. Auf der silbernen Oberfläche gaukeln kleine Liebesgötter; sie lassen Tau hernieder träufeln, die Rosen, welche morgen auf jungen Busen blühen sollen, und den Weinstock zu erfrischen; denn, ach! wie oft dienen beide den schlauen Göttern!

Aber itzt erblassen die Wolken! Warum verbirgest du dich, Luna, im düstern Flor? Kannst du, Keusche! die leichtsinnigen Spiele der Götter auf den Wolken nicht ertragen? Oder hat ein Satyr dir, Endymion! zugerufen?

Beleuchte meinen Weg, sanfte Göttin! Ich will hingehn aus dem Hain und jenen Hügel besuchen, wo den sich schlängelnden Bach junge Reben umschatten, auf dessen weit umsehenden Rücken die Laube steht, wo sich kriechende Reben, im hohen Gewölbe mit Trauben behangen, umarmen; wo ich oft im kühlen Schatten, an die grüne Wand hingelehnt, beim mit Rosen umkränzten Kelchglase mit Freunden Lieder sang, die Hagedorn und Gleim mit der Freude und den Liebesgöttern dichten.

Dort ragt sie hervor, die hochgewölbte Laube! Sanfter Schauer mischet sich in das Dunkel, das unter ihrem Gewölbe ruht; denn Bacchus hat die Laube in den Schutz genommen.

Oft hört man hier bei stiller Nacht mit schauerndem Erstaunen Trinklieder und den Silberton des vollen Bechers. Der irre Wandrer hört's, sieht hin, sein forschendes Auge sieht nichts, erstaunet bebt er zurück und geht voll Ehrfurcht vorüber.

Sei mir gegrüßt, dunkle Laube! wie hoch wölben sich die Ranken mit Trauben behangen! Wie lieblich hüpfen die Blätter im Mondlicht!

Was säuselt so sanft durch dein Laub und hüpfet von Trauben auf Trauben? Zephire sind's, und — glaubt es der Muse! und Atomen künftiger Freunde; dienstbare Zephire tragen sie auf balsamischen Flügeln, sie flattern mit Liebesgöttern und sammeln sich auf den Rücken der Trauben und scherzen und spielen und haschen sich im Labyrinthe der düftenden Traube, müde sammeln sie sich dann im hohlen Weinblatt, oder baden im Tau in dem hohlen Busen der Rose, oder schlum-

mern auf Nelken und lachen, wenn sie beim Erwachen sehn, daß ein junges Mädchen sie samt der Blume gepflückt und vor den Busen gepflanzt hat.

Ihr Freunde! die ihr itzt fern in trägem Schlummer lieget, ach! wäret ihr hier! Hätte mir fernher das Lampenlicht aus der Laube gestrahlet! Hätt' ich fernher euern Gesang gehört! Wie hätt' ich mich in eure Arme geeilt und, trunken in Freude, meine Stimme dem Rundgesang eingemischet!

Allein, wie wird mir! Was hör' ich? Froher Scherz und muntres Gelächter kommen den Hügel hinauf. Vielleicht ist's Lyeus, mit seinem ganzen frohen Gefolge!

Doch nein! o Freude! Euch seh' ich, ihr Brüder! Ihr steiget den Hügel hinan! Auf! laßt mit Weinblättern uns kränzen! laßt in der Laube im Kreis uns sitzen! Wer stimmet ein frohes Trinklied an? Es soll durch nahe Haine widerschallen, und Klüfte sollen's den Klüften singen.

Der Faun, der itzt in den Höhlen schläft, hört's und wird wach. Erstaunt behorcht er das Lied, hüpft auf, singt nach und öffnet den Schlauch.

Phöbus, wenn er hinter jenem Berg im goldnen Wagen herauf fährt, findet uns noch. Ach! (ruft er dann) so froh war ich nie, so lang ich wieder Phöbus bin! Dann zieht er Wolken zusammen und regnet einen traurigen Tag durch.

Milon

O du! die du lieblicher bist als der tauende Morgen, du mit den großen schwarzen Augen; schön wallet dein

dunkles Haar unter dem Blumenkranz weg und spielt mit den Winden. Lieblich ist's, wenn deine roten Lippen zum Lachen sich öffnen, lieblicher noch, wenn sie zum Singen sich öffnen. Ich habe dich behorcht, Chloe! dich hab' ich behorcht! da du an jenem Morgen beim Brunnen sangest, den die zwo Eichen beschatten; böse daß die Vögel nicht schwiegen, böse daß die Quelle rauschte hab' ich dich behorcht. Itzt hab ich neunzehn Ernten gesehen und ich bin schön und braun von Gesicht; oft hab' ich's bemerkt, daß die Hirten aufhörten zu singen und horchten, wenn mein Gesang durchs Tal hintönte, und deinen Gesang würde keine Flöte besser begleiten als meine. O schöne Chloe, liebe mich! Siehe, wie lieblich es ist, auf diesem Hügel in meinem Felsen zu wohnen! sieh, wie das kriechende Epheu ein grünes Netz anmutig um den Felsen herwebt, und wie sein Haupt der Dornstrauch beschattet. Meine Höhle ist bequem, und ihre Wände sind mit weichen Fellen behangen, und vor den Eingang hab' ich Kürbisse gepflanzet, sie kriechen hoch empor und werden zum dämmernden Dach; sieh, wie lieblich die Quell' aus meinem Felsen schäumt und hell über die Wasserkresse hin durch hohes Gras und Blumen quillt! unten am Hügel sammelt er sich zur kleinen See, mit Schilfrohr und Weiden umkränzt, wo die Nymphen bei stillem Mondschein oft nach meiner Flöte tanzen, wenn die hüpfenden Faunen mit ihren Crotalen[1]) mir nachklappern. Sieh, wie auf dem Hügel die Haselstaude

1) Crotalen, waren aufgespaltene Rohre, deren Auf- und Zuschlagen das Tonmaß des Gesanges und der anderen Instrumente begleitete. Anm. Geßners.

zu grünen Grotten sich wölbt und wie die Brombeerstaude mit schwarzer Frucht um mich her kriecht und wie der Hambuttenstrauch die roten Beeren emporträgt und wie die Äpfelbäume voll Früchte stehn, von der kriechenden Reb' umschlungen. O Chloe! dies alles ist mein! wer wünschet sich mehr? Aber ach! wenn du mich nicht liebest, dann umhüllt ein dichter Nebel die ganze Gegend. O Chloe, liebe mich! Hier wollen wir dann ins weiche Gras uns lagern, wenn Ziegen an der felsichten Seite klettern und die Schafe und die Rinder um uns her im hohen Grase waten; dann wollen wir über das weit ausgebreitete Tal hinsehn ins glänzende Meer, wo die Tritonen hüpfen und wo Phöbus von seinem Wagen steigt, und singen, daß es weit umher in den Felsen wiedertönt, daß Nymphen still stehn und horchen und die ziegenfüßigten Waldgötter.

So sang Milon der Hirt auf dem Felsen, als Chloe in dem Gebüsch ihn behorchte; lächelnd trat sie hervor und faßte dem Hirten die Hand; Milon, du Hirt auf dem Felsen, so sprach sie, ich liebe dich mehr als die Schafe den Klee, mehr als die Vögel den Gesang; führe mich in deine Höhle; süßer ist mir dein Kuß als Honig, so lieblich rauscht mir nicht der Bach.

Daphnis

An einem hellen Wintermorgen saß Daphnis in seiner Hütte; die lodernden Flammen angebrannter dürrer Reiser streuten angenehme Wärme in der Hütte umher, indes daß der herbe Winter sein Strohdach mit tiefem Schnee bedeckt hielt; er sah vergnügt durch das

enge Fenster über die wintrichte Gegend hin. Du herber Winter, so sprach er, doch bist du schön! Lieblich lächelt itzt die Sonne durch die dünnbenebelte Luft über die schneebedeckten Hügel hin; wie glänzet der Schnee! Lieblich ist's, wie aus dem Weißen empor die schwarzen Stämme der Bäume zerstreut stehn mit ihren krummgeschwungenen unbelaubten Ästen oder eine braune Hütte mit dem schneebedeckten Dach oder wenn die schwarzen Zäune von Dornstauden die weiße Ebene durchkreuzen; schön ist's, wie die grüne Saat dort über das Feld hin die zarten Spitzen aus dem Schnee emporhebt und das Weiß mit sanftem Grün vermischt; schön glänzen die nahen Sträuche, ihre dünnen Äste sind mit Duft geschmückt und die dünnen umherflatternden Faden. Zwar ist die Gegend öde, die Herden ruhen eingeschlossen im wärmenden Stroh; nur selten sieht man den Fußtritt des willigen Stiers, der traurig das Brennholz vor die Hütte führt, das sein Hirt im nahen Hain gefällt hat; die Vögel haben die Gebüsche verlassen, nur die einsame Meise singet ihr Lied, nur der kleine Zaunschlüpfer hüpfet umher, und der braune Sperling kommt freundlich zu der Hütte, und picket die hingestreuten Körner. Dort, wo der Rauch aus den Bäumen in die Luft empor wallt, dort wohnet meine Phillis! Vielleicht sitzest du itzt beim wärmenden Feuer, das schöne Gesicht auf der unterstützenden Hand, und denkest an mich und wünschest den Frühling. Ach Phillis! wie schön bist du! Aber nicht nur deine Schönheit hat mich zur Liebe gereizt; o wie liebt ich dich da! als dem jungen Alexis zwo Ziegen von der Felsenwand stürzten; er weinte, der junge

Hirt; ich bin arm, sprach er, und habe zwo Ziegen verloren, die eine war trächtig; ach! ich darf nicht zu meinem armen Vater in die Hütte zurückkehren. So sprach er weinend, du sähest ihn weinen, Phillis, und wischtest die mitleidigen Thränen vom Aug' und nahmest aus deiner kleinen Herde zwo der besten Ziegen; da, Alexis, sprachst du, nimm diese Ziegen, die eine ist trächtig, und wie er vor Freude weinte, da weintest du auch vor Freude, weil du ihm geholfen hattest. O! sei immer unfreundlich, Winter; meine Flöte soll doch nicht bestaubt in der Hütte hangen, ich will dannoch von meiner Phillis ein frohes Lied singen; zwar hast du alles entlaubt, zwar hast du die Blumen von den Wiesen genommen, aber du sollst es nicht hindern, daß ich einen Kranz flechte; Epheu und das schlanke Ewig-Grün mit den blauen Blumen will ich durcheinander flechten, und diese Meise, die ich gestern fing, soll in ihrer Hütte singen; ja ich will dich ihr heute bringen und den Kranz; sing ihr dann dein frohes Lied, sie wird freundlich lächelnd dich anreden und in ihrer kleinen Hand die Speise dir reichen. O wie wird sie dich pflegen, weil du von mir kommst!

Mirtil

Bei stillem Abend hatte Mirtil noch den mondbeglänzten Sumpf besucht, die stille Gegend im Mondschein und das Lied der Nachtigall hatten ihn in stillem Entzücken aufgehalten. Aber itzt kam er zurück in die grüne Laube von Reben vor seiner einsamen Hütte und fand seinen alten Vater sanftschlummernd am Mond-

schein, hingesunken, sein graues Haupt auf den einen Arm hingelehnt. Da stellt er sich, die Arme ineinander geschlungen, vor ihm hin. Lang stand er da, sein Blick ruhete unverwandt auf dem Greisen, nur blickt' er zuweilen auf durch das glänzende Reblaub zum Himmel, und Freudentränen flossen dem Sohn vom Auge.

O du! so sprach er itzt, du, den ich nächst den Göttern am meisten ehre! Vater! wie sanft schlummerst du da! Wie lächelnd ist der Schlaf des Frommen! Gewiß ging dein zitternder Fuß aus der Hütte hervor, in stillem Gebete den Abend zu feiern, und betend schliefest du ein. Du hast auch für mich gebetet, Vater! Ach wie glücklich bin ich! die Götter hören dein Gebet; oder warum ruhet unsere Hütte so sicher in den von Früchten gebogenen Ästen, warum ist der Segen auf unserer Herde und auf den Früchten unsers Feldes? Oft wenn du bei meiner schwachen Sorge für die Ruhe deines matten Alters Freudentränen weinest; wenn du dann gen Himmel blickest und freudig mich segnest, ach was empfand ich dann, Vater! Ach dann schwellt mir die Brust, und häufige Tränen quillen vom Auge! Da du heut an meinem Arm aus der Hütte gingest, an der wärmenden Sonne dich zu erquicken, und die frohe Herde um dich her sahest und die Bäume voll Früchte und die fruchtbare Gegend umher, da sprachst du, meine Haare sind unter Freuden grau worden, seid immer gesegnet, Gefilde! nicht lange mehr wird mein dunkelnder Blick euch durchirren, bald werd' ich euch an seligere Gefilde vertauschen. Ach Vater! bester Freund! bald soll ich dich verlieren, trauriger Gedanke! Ach! dann — dann will ich einen

Altar neben dein Grab hinpflanzen, und dann, so oft ein seliger Tag kommt, wo ich Notleidenden Gutes tun kann, dann will ich, Vater! Milch und Blumen auf dein Grabmal streun.

Itzt schwieg er und sah mit tränendem Aug' auf den Greisen; wie er lächelnd da liegt und schlummert! sprach er itzt schluchzend, es sind von seinen frommen Taten im Traum vor seine Stirne gestiegen. Wie der Mondschein sein kahles Haupt bescheint und den glänzend weißen Bart! O daß die kühlen Abendwinde dir nicht schaden und der feuchte Tau! itzt küßt er ihm die Stirne, sanft ihn zu wecken und führt ihn in die Hütte, um sanfter auf weichen Fellen zu schlummern.

Lycas und Milon

Der junge Sänger Milon (denn auf seinem zarten Kinn stunden die Haare noch selten, so wie das zarte Gras im jungen Frühling aus spätgefallnem Schnee nur selten vorkeimt) und Lycas mit dem schöngelockten Haar, gelb wie die reife Saat, kamen zusammen mit der blökenden Herde hinter dem Buchenwald. Sei mir gegrüßt, Lycas, sprach der Sänger Milon, und bot ihm die Hand, sei mir gegrüßt, laß in den Buchenwald uns gehn, indes irret unsere Herde im fetten Gras am Teich, mein wacher Hund wird's nicht zugeben, daß sie sich zerstreue.

Lycas. Nein, Milon, wir wollen hier unter dem gewölbten stotzigten Felsen uns setzen, es liegen da heruntergerissene Stücke mit sanftem Moos bedeckt. Dort ist's lieblich und kühl, sieh, wie der klare Bach

5*

staubend ins wankende Gesträuche sich stürzt, er rieselt unter ihrem Gewebe hervor und eilt in den Teich. Hier ist's lieblich und kühl, laß auf die bemoosten Steine uns setzen, dann steht der Schatten des Buchenwalds dunkel gegen uns über.

Und itzt gingen sie und setzten sich unter dem Felsen auf die bemoosten Steine: und Milon sprach, lang schon, du Flötenspieler Lycas, lang schon hab' ich deinen Gesang loben gehört, laß uns einen Wettgesang singen, denn auch mir sind die Musen gewogen; jenes junge Rind will ich zum Preis dir setzen, es ist schön gefleckt, schwarz und weiß.

Lycas. Und ich, ich setze die beste Ziege aus meiner Herde samt ihrem Jungen, dort reißt sie das Epheu von der Weide am Teich, das muntre Junge hüpft neben ihr. Aber Milon, wer soll Richter sein? Soll ich den alten Menalkas rufen? Sieh, er leitet die Quelle in die Wiese am Buchenwald; er versteht den Gesang. Itzt riefen die jungen Hirten den Menalkas, und er kam und setzte sich zu den Knaben auf einen weich-bemoosten Stein, und Milon hub den Gesang an.

Milon. Selig ist der zu preisen, der die Gunst der Musen hat. Wenn uns das Herz vor Freuden hüpft, wie lieblich ist es dann ein Lied zu singen, der Echo und dem Hain! Nie entsteht mir ein lieblicheres Lied, wenn mich der Mondschein entzückt oder des Morgens Rosenfarbe. Auch weiß ich, daß der Gesang die trüben Stunden heiter macht. Denn mir sind die Musen gewogen, und jene schneeweiße Ziege ist ihnen zum Opfer bestimmt; bald will ich sie, die Hörner mit Blumen umkränzt, opfern und neue Loblieder singen.

Lycas. Als stammelndes Kind saß ich dem Vater auf dem Schoß, und wenn er ein Lied auf der Rohrflöte blies, dann horcht' ich schon aufmerksam zu und lallt' es ihm nach. Oder lächelnd nahm ich die Flöt' ihm vom Mund und blies gebrochene Töne hervor. Aber bald erschien Pan mir im Traum. Jüngling, so sprach er, geh in den Hain und hole die Flöte, die der Sänger Hylas an die mir geheiligte Eiche hing, du bist es wert ihm nachzuspielen. Erst gestern hab' ich ihm Sprossen von meinen neugepfropfeten Bäumen gebracht und einen Krug voll Öl und einen Krug voll Milch vor ihm ausgegossen.

Milon. Auch die Liebe begeistert zu Gesängen, mehr als das helle Morgenrot, mehr als der liebliche Schatten, mehr als der Schimmer des Monds. O wenn ein tugendhaft Mädchen unsre Lieder lobt! Wenn es unsre Lieder mit sanftem Lächeln belohnt, oder mit einem Kranz! Seit Daphne ihren Freund mich nennt, seitdem ist's in meinem Herzen so helle wie in dieser Gegend voll Sonnenschein im Frühling, seitdem sing ich bessere Lieder; Daphne, die sanft lächelt wie die milde Ceres und weise ist wie die Musen.

Lycas. Ach! mein Herz ist lange frei von Liebe geblieben, da sang ich ruhig nichts als frohe Lobgesänge den Göttern, oder von der Pflege der Herde, oder vom Pfropfen der Bäume, oder vom Warten des Weinstocks. Aber seit ich Chloen sah, die unempfindliche Chloe, seitdem sing ich nur Trauerlieder, seitdem stört Wehmut jede meiner Freuden. Bald hätt' ich meine Liebe besiegt, nur selten kam sie in mein Herze zurück. Aber ach! ich werde sie nicht wieder besiegen,

seit ich Chloen beim blühenden Schlehenbusch sah und ihren Gesang hörte; mutwillige Zephyrs schwärmten im Busch und rissen die weißen Blüten weg und streuten sie auf Chloen hin und ahmeten den besiegten Winter mit seinen Flocken nach.

Milon. Dort wo der schwarze Tannenwald steht, dort rieselt ein Bach aus Stauden hervor, dorthin treibt Daphne oft ihre Herde. Jüngst hab' ich, als das Morgenrot kam, den ganzen Ort mit Kränzen geschmückt; flatternd hingen sie von einer Staude zur andern und wanden sich um ihre Stämme, da war es wie ein Heiligtum des Frühlings oder der freundlichen Venus. Ich will itzt noch unsere Namen in diese Fichte schneiden, sprach ich, und dann will ich mich in jenem Busch verbergen und ihr Lächeln sehn und ihre Worte behorchen. So sprach ich und schnitt in die Rinde, als plötzlich ein Kranz um meine Schläfe sich wand, schnell sanft erschrocken sah ich zurück, und Daphne stund lächelnd da, ich habe dich behorcht, sprach sie und drückte den zärtlichsten Kuß auf meine Lippen.

Lycas. Dort an dem Hügel steht meine beschattete Hütte, dort an der blumichten Quelle stehn meine Bienenkörbe in zween Reihen; wirtschaftlich wohnen sie da im kühlen Schatten der Ölbäume. Noch kein junger Flug hat sich zu weit von meinem Anger entfernt, sie summen fröhlich umher im blumigen Anger und sammeln mir Honig und Wachs im Überfluß; sieh, wie meine Kühe mit vollem Euter gehn und wie die jungen Kälber mutwillig sie umhüpfen und wie meine Ziegen und meine Schafe so zahlreich die Stauden entblättern und das Gras mähen. Dies, Chloe! dies gaben

mir die Götter und sie lieben mich, weil ich tugendhaft bin; willst du, o Chloe! willst du mich nicht auch lieben wie die Götter, weil ich tugendhaft bin?

So sangen die Hirten, und Menalkas sprach: wem soll ich den Preis zuteilen, ihr schönen Sänger? Eure Lieder sind süß wie Honig, lieblich fließen sie wie dieser Bach, so ermuntert der Kuß von rosenfarbigten Lippen. Nimm du Lycas das schwarzgefleckte Rind und gib dem Milon die Ziege mit ihrem Jungen.

Damon. Phillis

Damon. Itzt hab' ich sechzehn Frühlinge gesehen, doch liebste Phillis! keiner, noch keiner war so schön wie der; weißt du warum? — Ich hüt' itzt neben dir die Herde.

Phillis. Und ich, ich hab' itzt dreizehn Frühlinge gesehn. Ach liebster Damon! keiner, nein keiner war für mich so schön wie der; weißt du warum? — Itzt drückte sie ihn seufzend an die Brust.

Damon. Sieh, Phillis, wie der dichte Busch bei dieser Schleuße schattig sich wölbt, hör' wie die Quelle rauscht? dort wollen wir ins hohe Gras uns legen und —

Phillis. Ja, lieber Damon! denn bei dir nur bin ich froh. Sieh her, mein Busen bebt voll Freude, denn — denk einmal, fünf lange Stunden hab' ich dich nicht gesehn.

Damon. Hier, liebe Phillis! hier setze dich im Klee. O könnt' ich immer dich lächeln sehn und deine

Augen! — Nein, sieh mich nicht so an, sprach er, und drückt' sanft des Mädchens Augen zu. Glaube, wenn dein Blick so lächelnd mir ins Auge sieht, ich weiß nicht, wie mir dann geschieht, ich zittre, ich seufze dann und meine Worte stocken.

Phillis. Nimm, Damon, nimm die Hand von meinen Augen, denn, wenn du meine Hand in deine drückest, dann geht's mir eben so; wie fährt's durch mich; ich weiß nicht, was es ist! Wie pochet dann mein Herz!

Damon. Sieh, Phillis, sieh, was ist dort auf dem Baum? zwo Tauben, — sieh — sieh, wie sie freundlich sich mit den Flügeln schlagen; höre, wie sie girren; itzt, itzt — sie picken sich den bunten Hals und itzt den kleinen Kopf und um die kleinen Augen. Komm, Phillis! komm, wir wollen mit den Armen uns auch umschlagen, wie sie mit den Flügeln; reiche deinen Hals mir her und deine Augen, daß ich dich schnäbeln kann —

Phillis. Halt' deine Lippen doch auf meine Lippen, dann, Damon, schnäbeln beide.

Damon. Ach Phillis! ach! wie süß ist dieses Spiel! Habt Dank, habt Dank, ihr kleinen Tauben, der Sperber töt' euch nie —

Phillis. Habet Dank, ihr kleinen Tauben, habet Dank; flieget her in meinen Schoß, kommt, wohnet bei mir. Im Feld und im Hain will ich die besten Speisen euch sammeln; indes daß Damon mich schnäbelt, könnt ihr dann auf meinem Schoß euch schnäbeln; — sie kommen nicht — sie fliegen weg!

Damon. Höre, Phillis! mir fällt was ein; wenn

dieses Küsse wären, von denen jüngst Amyntas sang —

„Dem müden Schnitter ist ein frischer Trunk nicht halb so süß, als Liebenden ein Kuß; viel lieblicher ist sein Geräusch, als wann ein kühler Bach, wenn uns der schwüle Mittag brennt, durch dunkle Schatten fließt."

Phillis. Ja gewiß! Bald wollt' ich wetten, daß es Küsse sind; komm, wir wollen gehn und Chloen fragen. — Doch setze mir zuerst den Kranz zurecht. — Du hast mein Haar zerzaust!

Der zerbrochene Krug

Ein ziegenfüßigter Faun lag unter einer Eiche in tiefem Schlaf ausgestreckt, und die jungen Hirten sahen ihn; wir wollen, sprachen sie, ihn fest an den Baum binden, und dann soll er uns für die Loslassung ein Lied singen. Und sie banden ihn an den Stamm der Eiche fest und warfen mit der gefallenen Frucht des Baumes ihn wach. Wo bin ich? so sprach der Faun und gähnte und dehnte die Arme und die Ziegenfüße weit aus, wo bin ich? Wo ist meine Flöte? Wo ist mein Krug? Ach! da liegen die Scherben vom schönsten Krug! Da ich gestern im Rausch hier sank, da hab ich ihn zerbrochen — Aber wer hat mich festgebunden? so sprach er und sah rings umher und hörte das zwitschernde Lachen der Hirten. Bindet mich los, ihr Knaben, rief er. Wir binden dich nicht los, sprachen sie, du singest uns denn ein Lied. Was soll ich euch singen? ihr Hirten, sprach der Faun, von dem zerbroche-

nen Krug will ich singen, da setzet euch im Gras um mich her.

Und die Hirten setzten sich ins Gras um ihn her, und er hub an.

Er ist zerbrochen, er ist zerbrochen, der schönste Krug! Da liegen die Scherben umher!

Schön war mein Krug, meiner Höhle schönste Zierde, und ging ein Waldgott vorüber, dann rief ich: Komm, trink' und siehe den schönsten Krug! Zeus selbst hat bei dem frohesten Fest nicht einen schönern Krug.

Er ist zerbrochen, ach er ist zerbrochen, der schönste Krug! Da liegen die Scherben umher.

Wenn bei mir die Brüder sich sammelten, dann saßen wir rings um den Krug! Wir tranken, und jeder der trank, sang die darauf gegrabene Geschichte, die seinen Lippen die nächste war. Itzt trinken wir nicht mehr, ihr Brüder! aus dem Krug, itzt singen wir nicht mehr die Geschichte, die jedes Lippen die nächste ist.

Er ist zerbrochen, ach er ist zerbrochen, der schönste Krug! Da liegen die Scherben umher.

Denn auf dem Krug war gegraben, wie Pan voll Entsetzen am Ufer sah, wie die schönste Nymphe in den umschlingenden Armen in lispelnden Schilf sich verwandelte; er schnitt da Flöten von Schilfrohr von ungleicher Länge und klebte mit Wachs sie zusammen und blies dem Ufer ein trauriges Lied. Die Echo horchte die neue Musik und sang sie dem erstaunten Hain und den Hügeln.

Aber er ist zerbrochen, er ist zerbrochen, der schönste Krug! Da liegen die Scherben umher.

Dann stund auf dem Kruge, wie Zeus als weißer

Stier auf dem Rücken die Nymph' Europa auf Wellen entführte; er leckte mit schmeichelnder Zunge der Schönen entblößetes Knie. Indes rang sie jammernd die Hände über dem Haupt, mit dessen lockichtem Haare die gaukelnden Zephire spielten, und vor ihm her ritten die Amors, lächelnd auf dem willigen Delphin.

Aber er ist zerbrochen, er ist zerbrochen, der schönste Krug! Da liegen die Scherben umher.

Auch war der schöne Bacchus gegraben; er saß in einer Laube von Reben, und eine Nymphe lag ihm zur Seite. Ihr linker Arm umschlang seine Hüften, den rechten hielt sie empor und zog den Becher zurück, nach dem seine lächelnden Lippen sich sehnten. Schmachtend sah sie ihn an und schien ihn um Küsse zu flehen, und vor ihm spielten seine gefleckten Tiger; schmeichelnd aßen sie Trauben aus den kleinen Händen der Amor.

Aber er ist zerbrochen, er ist zerbrochen, der schönste Krug! Da liegen die Scherben umher. O klag es, Echo, dem Hain, klag es dem Faun in den Höhlen! er ist zerbrochen, da liegen die Scherben umher.

So sang der Faun, und die jungen Hirten banden ihn los und sahen bewundernd die Scherben im Gras.

Lycas, oder die Erfindung der Gärten

Itzt schließt uns der stürmende Winter ins Zimmer, und Wirbelwinde durchwühlen den silbernen Regen der Flocken: itzt soll mir die Einbildungskraft den Schatz von Bildern öffnen, die sie in dem blumichten Lenz und in dem schwülen Sommer und in dem bunten Herbst

sich gesammelt; aus ihnen will ich itzt die schönsten wählen und für dich, schöne Daphne! in Gedichte sie ordnen. So wählt ein Hirt seinem Mädchen zum Kranz nur die schönsten Blumen. O daß es dir gefalle! wenn meine Muse dir singt, wie in der Jugend der Tage ein Hirt der Gärten Kunst erfand.

Das ist der Ort, sprach Lycas, der schöne Hirt, hier unter diesem Ulmbaum ist's, wo gestern, als die Sonne wich, die schöne Chloe mir die ersten Küsse gab; hier standst du und seufztest, als meine zitternden Arme dich umschlangen, als meine stockende Stimme meine Liebe dir sagte und mein pochendes Herz und meine Tränen im Auge. O da, Chloe! da entsank dein Hirtenstab der zitternden Hand, da sankst du an meine bebende Brust; Lycas! so stammeltest du, o Lycas! ich liebe dich! Ihr stillen Büsche, ihr einsamen Quellen seid Zeugen, euch hab' ich meine Liebe geklagt, und ihr, ihr Blumen, ihr tranket meine Tränen wie Tau!

O Chloe, wie bin ich entzückt! welch unaussprechliches Glück ist die Liebe! hier dieser Ort sei der Liebe geheiligt! Ich will um die Ulme her Rosenstauden pflanzen, und die schlanke Waldwinde soll sich an ihrem Stamm hoch hinauf schlingen, mit den weißen purpurgestreiften Blumen geschmückt; ich will hieher den ganzen Frühling sammeln; die schöne Saatrose will ich hier bei der Lilie pflanzen. Ich will auf die Wiesen und auf die Hügel gehen und will ihnen die blumichten Pflanzen rauben; die Viole und die Nelke und die blaue Glockenblume und die braune Scabiose, alles, alles will ich sammeln; dann soll es sein wie ein Hain voll süßer Gerüche, und dann will ich um den Blumenhain

her die nahe Quelle leiten, daß er zur kleinen Insel wird, und ringsumher will ich einen Zaun von Dornbüschen pflanzen, daß die Ziegen und die Schafe ihn nicht verwüsten. O dann kommet, ihr, die ihr der Liebe lebt, seufzende Turteltauben! kommt dann im Wipfel der Ulme zu klagen, und ihr, ihr Sperlinge, verfolgt euch durchs Rosengebüsch und singt von wiegenden Ästen, und ihr, ihr bunten Schmetterlinge, haschet euch im Blumenhain und paart euch auf wankenden Lilien.

Dann sagt der Hirt, der vorübergeht, wenn ihm die Zephire die Gerüche weiter entgegentragen, welcher Gottheit ist dieser Ort heilig? Gehört er der Venus oder hat ihn Diana so schön geschmückt, um müd' von der Jagd hier zu schlummern?

Palemon

Wie lieblich glänzet das Morgenrot durch die Haselstaude und die wilden Rosen am Fenster! Wie froh singet die Schwalbe auf dem Balken unter meinem Dach! und die kleine Lerche in der hohen Luft! Alles ist munter, und jede Pflanze hat sich im Tau verjüngt; auch ich, auch ich scheine verjüngt; mein Stab soll mich Greisen vor die Schwelle meiner Hütte führen, da will ich mich der kommenden Sonne gegenüber setzen und über die grünen Wiesen hinsehn. O wie schön ist alles um mich her! Alles, was ich höre, sind Stimmen der Freude und des Danks. Die Vögel in der Luft und der Hirt auf dem Felde singen ihr Entzücken, auch

die Herden brüllen ihre Freude von den grasreichen Hügeln und aus dem durchwässerten Tal. O wie lang, wie lang, ihr Götter! soll ich noch eurer Gütigkeit Zeuge sein? Neunzig Male hab' ich itzt den Wechsel der Jahreszeiten gesehn, und wann ich zurückdenke, von itzt bis zur Stunde meiner Geburt, eine weite liebliche Aussicht, die sich am Ende mir unübersehbar in reiner Luft verliert, o wie wallet dann mein Herz auf! Ist das Entzücken, das meine Zunge nicht stammeln kann, sind meine Freudentränen, ihr Götter! nicht ein zu schwacher Dank? Ach fließet, ihr Tränen, fließet die Wangen herunter! wenn ich zurücksehe, dann ist's, als hätt' ich nur einen langen Frühling gelebt, und meine trüben Stunden waren kurze Gewitter, sie erfrischen die Felder und beleben die Pflanzen. Nie haben schädliche Seuchen unsre Herde gemindert, nie hat ein Unfall unsre Bäume verderbt, und bei dieser Hütte hat nie ein langwierig Unglück geruhet. Entzückt sah ich in die Zukunft hinaus, wenn meine Kinder lächelnd auf meinem Arm spielten, oder wenn meine Hand des plappernden Kindes wankenden Fußtritt leitete. Mit Freudentränen sah ich in die Zukunft hinaus, wenn ich die jungen Sprossen aufkeimen sah; ich will sie vor Unfall schützen, ich will ihres Wachstums warten, sprach ich, die Götter werden die Bemühung segnen; sie werden empor wachsen und herrliche Früchte tragen und Bäume werden, die mein schwaches Alter in erquickenden Schatten nehmen. So sprach ich und drückte sie an meine Brust, und itzt sind sie voll Segen empor gewachsen und nehmen mein graues Alter in erquickenden Schatten; so wuchsen die Apfelbäume und

die Birnenbäume und die hohen Nußbäume, die ich als Jüngling um die Hütte her gepflanzet habe, hoch empor; sie tragen die alten Äste weit herum und nehmen die kleine Wohnung in erquickenden Schatten. Dies, dies war mein heftigster Gram, o Mirta! da du an meiner bebenden Brust, in meinen Armen sturbest. Zwölf Male hat itzt schon der Frühling dein Grab mit Blumen geschmückt; aber der Tag nahet, ein froher Tag! da meine Gebeine zu den deinen werden hingelegt werden; vielleicht führt ihn die kommende Nacht herbei! O! ich seh es mit Lust, wie mein grauer Bart schneeweiß über meine Brust herunter wallet; ja, spiele mit dem weißen Haar auf meiner Brust, du kleiner Zephir, der du mich umhüpfest, er ist es so wert, als das goldene Haar des frohen Jünglings und die braunen Locken am Nacken des aufblühenden Mädchens. O dieser Tag soll mir ein Tag der Freude sein! ich will meine Kinder um mich her sammeln bis auf den kleinen stammelnden Enkel und will den Göttern opfern; hier vor meiner Hütte sei der Altar; ich will mein kahles Haupt umkränzen, und mein schwacher Arm soll die Leier nehmen, und dann wollen wir, ich und meine Kinder, um den Altar her Loblieder singen; dann will ich Blumen über meine Tafel streuen und unter frohen Gesprächen das Opferfleisch essen. So sprach Palemon und hub sich zitternd an seinem Stab auf und rief die Kinder zusammen und hielt den Göttern ein frohes Fest.

Der stille Abend kam und Palemon sprach voll heiliger Ahnung: Laßt uns hinausgehen, Kinder, zu dem Grabe der Mirta, da laßt uns Wein und Honig hin-

gießen und das Fest mit Gesängen endigen. Und sie gingen hinaus auf das Grab; umarmet mich, Kinder, sprach der Greis voll heiligen Entzückens, und er ward aus ihren umschlingenden Armen zur Zypresse verwandelt, die itzt das Grab beschattet.

Der stille Mond war Zeuge der Geschichte und hielt stille in seinem Lauf, und wer in dem Schatten des Baumes ruhet, dem bebt ein heiliges Entzücken durch die Brust, und eine fromme Träne fällt ihm vom Auge.

Menalkas und Äschines, der Jäger

Der junge Hirt Menalkas weidete auf dem hohen Gebirge, und er ging tief ins Gebirg, im wilden Hain ein Schaf zu suchen, und im wilden Hain fand er einen Mann, der abgemattet im Busch lag. Ach, junger Hirt! so rief der Mann, ich kam gestern auf dies wilde Gebirge, die Rehe und die wilden Schweine zu verfolgen, und ich habe mich verirret und bis itzt keine Hütte und keine Quelle für meinen Durst und keine Speise für meinen Hunger gefunden. Der junge Menalkas gab ihm itzt Brot aus seiner Tasche und frischen Käs und nahm seine Flasche von der Seite; erfrische dich, so sprach er, hier ist frische Milch, und dann folge mir, daß ich dich aus dem Gebirge führe; und der Mann erfrischete sich, und der Hirt führete ihn aus dem Gebirge.

Äschines, der Jäger, sprach itzt: Du schöner Hirt, du hast mein Leben gerettet, wie soll ich dich belohnen, komm mit mir in die Stadt, dort wohnet man nicht in

strohernen Hütten; Paläste von Marmor steigen dort hoch an die Wolken, und hohe Säulen stehen um sie her, du sollst bei mir wohnen und aus Gold trinken und die köstlichsten Speisen aus silbernen Platten essen.

Menalkas sprach: Was soll ich in der Stadt? Ich wohne sicher in meiner niedern Hütte, sie schützt mich vor Regen und rauhen Winden, und stehen nicht Säulen umher, so stehen doch fruchtbare Bäume und Reben umher, dann hol' ich aus der nahen Quelle klares Wasser im irdenen Krug, auch hab' ich süßen Most, und dann eß ich, was mir die Bäume und meine Herde geben, und hab' ich nicht Silber und Gold, so streu ich wohlriechende Blumen auf den Tisch.

Äschines. Komm mit mir, Hirt, dort hat man auch Bäume und Blumen, dort hat sie die Kunst in gerade Gänge gepflanzet und in schön geordnete Beeten gesammelt; dort hat man auch Quellen; Männer und Nymphen von Marmor gießen sie in große marmorne Becken.

Menalkas. Schöner ist der ungekünstelte schattichte Hain mit seinen gekrümmten Gängen, schöner sind die Wiesen mit tausendfältigen Blumen geschmückt; ich hab' auch Blumen um die Hütte gepflanzet, Majoran und Lilien und Rosen; und o wie schön sind die Quellen, wenn sie aus Klippen sprudeln oder aus dem Gebüsche von Hügeln fallen und dann durch blumichte Wiesen sich schlängeln! Nein, ich geh' nicht in die Stadt.

Äschines. Dort wirst du Mädchen sehen im seidenen Gewand, von der Sonnen unbeschädigt, weiß wie Milch, mit Gold und köstlichen Perlen geschmückt, und

die schönen Gesänge künstlicher Saitenspieler entzücken da dein Ohr.

Menalkas. Mein braunes Mädchen ist schön, du solltest sie sehen, wenn sie mit frischen Rosen und einem bunten Kranz sich schmückt, und o wie froh sind wir, wenn wir bei einer rauschenden Quelle im schattichten Busch sitzen! sie singt dann, o wie schön singt sie! und ich begleite ihren Gesang mit der Flöte; unser Gesang tönt dann weit umher, und die Echo singet uns nach; oder wir behorchen den schönen Gesang der Vögel, die von den Wipfeln der Bäume und aus den Gebüschen singen. Oder singen eure Saitenspieler besser als die Nachtigall oder die liebliche Grasmücke? Nein, nein, ich geh' nicht mit dir in die Stadt.

Äschines. Was soll ich dir denn geben, Hirt? Hier nimm die Hand voll Gold und dies goldne Hifthorn.

Menalkas. Was soll mir das Gold? ich habe Überfluß; soll ich mit dem Golde die Früchte von den Bäumen erkaufen oder die Blumen von den Wiesen, oder soll ich von meiner Herde die Milch erkaufen?

Äschines. Was soll ich dir denn geben, glücklicher Hirt, womit soll ich deine Guttat belohnen?

Menalkas. Gib mir die Kürbisflasche, die an deiner Seite hängt, mir deucht, der junge Bacchus ist darauf gegraben und die Liebesgötter, wie sie Trauben in Körben sammeln. Und der Jäger gab ihm freundlich lächelnd die Flasche, und der junge Hirt hüpfte vor Freuden, wie ein junges Lamm hüpft.

Die Erfindung des Saitenspiels und des Gesanges

In der ersten Jugend der Tagen, da die wenigen Bedürfnisse der Unschuld und die Natur unter den noch unverdorbenen Menschen die jungen Künste erzeugten, da lebt' ein Mädchen: in denselben Tagen war keines so schön, keines war so zärtlich gebildet, die Schönheiten der Natur zu empfinden; Freudentränen begrüßten das Morgenrot und die schöne Gegend und Entzücken das Abendrot und den Schimmer des Monds. Damals war der Gesang noch ein regelloses Jauchzen der Freude. Sobald der frühe Hahn von der Hütte rief, daß der Morgen da sei; denn da hatten sie sich zur Freude schon gesellige Tiere mit Speise vor die Hütte gewöhnet; dann ging sie unter ihrem schützenden Dach hervor, ein Dach von Schilf und Tannästen, an den Stämmen nahestehender Bäume befestigt; da wohnte sie im Schatten und über ihr in den dichtbelaubten Ästen die singenden Vögel. Sie ging dann hinaus, die Gegend zu sehen, wie sie im Tau glänzt, und den Gesang der Vögel im nahen Hain zu behorchen. Entzückt saß sie dann da und horchte, und suchte ihren Gesang nachzulallen. Harmonischere Töne flossen itzt von ihren Lippen, harmonischer, als noch kein Mädchen gesungen hatte; was ihre liebliche Stimme von eines jeden Gesang nachahmen konnte, ordnete sie verschieden zusammen. Ihr kleinen frohen Sänger, so sprach sie mit singenden Worten, wie lieblich tönt euer Lied, von hoher Bäume Wipfeln und aus dem niedern Strauch! Könnt' ich dem glänzenden Morgen so lieblich wech-

selnde Tön' entgegensingen! O lehrt mich die wechselnden Töne, dann sing' ich mein sanftes Entzücken mit euch dem frühen Sonnenstrahl. So sang sie, und unvermerkt schmiegten ihre Worte sich harmonisch in süßtönendem Maß nach ihrem Gesang; voll Entzücken bemerkte sie die neue Harmonie gemessener Worte. Wie glänzt der gesangvolle Hain! so fuhr sie erstaunt fort, wie glänzt die Gegend umher im Tau! Wo bist du, der dies alles schuf? Wie bin ich entzückt! itzt kann ich mit lieblicheren Tönen dich loben als meine Gespielen. So sang sie, und die Gegend behorchte entzückt die neue Harmonie, und die Vögel des Haines schwiegen und horchten.

Alle Morgen ging sie itzt, die neue Kunst zu üben, in den Hain; aber ein Jüngling hatte sie lange schon in dem Hain behorcht; entzückt stund er dann im deckenden Busch und seufzt' und ging tiefer in den Hain und sucht' ihr Lied nachzuahmen. Einsmals saß er staunend unter seinem Schilfdach, auf seinen Bogen gelehnt, denn er hatte die Kunst den Bogen zu führen erfunden, um die Raubvögel zu töten, die seine Tauben ihm raubten, denen er auf dem nahen Stamm ein Haus von schlanken Weidenästen geflochten hatte. Was ist das, so sprach er, das aus meinem Busen herauf seufzt, das so bang in meinem Herzen sitzt? Zwar wechselt es ab mit Entzücken und mit Freudentränen, wenn ich das Mädchen im Hain sehe und seinen Gesang höre, aber wenn sie weg ist, o dann, dann sitzt Schwermut in meinem Busen! Ach! was ist es, das aus meinem Busen herauf seufzt? Indes spielte seine Hand mit der angespanneten Saite des Bogens, und

ein lieblicher Ton ging von der Saite, und der Jüngling horchte und wiederholt' erstaunt den Ton. Dann staunt' er und dacht' eine neue Erfindung zu entwickeln tief nach, und dann spielt' er wieder mit der angespanneten Saite des Bogens, von den Gedärmen der Raubvögel geflochten. Aber itzt sprang er auf und fing an Stäbe zu schneiden, zween lange Stäbe und zween kürzere, und die zween kürzern befestigt er unten und oben gegen die zween längern Stäbe, und spannte zwischen den zween längern Saiten an die kürzern fest. Itzt hub seine Hand an zu spielen, und da bemerkt' er die liebliche Verschiedenheit der Töne der schwächern und stärkern Saiten, dann band er sie wieder los und ordnete verschiednere Saiten in eine harmonischere Reihe, und itzt hub er an zu spielen und voll Freude zu hüpfen.

Itzt ging der Jüngling, so oft der Morgen kam, die neue Kunst zu üben in den dichten Hain, und suchte zu den Liedern, die er von dem Mädchen im Hain gehorchet hatte, harmonisch begleitende Töne auf seinen Saiten. Aber man sagt, er habe lang umsonst gesucht, und viele Töne haben den Gesang nicht begleiten wollen, aber ein Gott sei im Hain ihm erschienen und habe die Saiten der Leier harmonisch geordnet und seine Lieder ihm vorgespielt. Bei jedem Morgenrot sucht' er itzt das Mädchen im Hain und lernte neue Lieder und ging dann an die Quelle zurück, auf seiner Leier sie nachzuspielen.

An einem schönen Morgen saß das Mädchen im Hain, mit Blumen bekränzt saß es da und sang. Sei gegrüßt, liebliche Sonne hinter dem Berg hervor, schon

beglänzen deine Strahlen der Bäume Wipfel auf den hohen Hügeln und der frohen Lerche hoch schwebendes Gefieder. Dir singen die Vögel des Hains entgegen, und — Itzt schwieg sie und sah aufmerksam umher, welche liebliche Stimme mischet sich in meinen Gesang? So rief sie erstaunt, sie begleitet jeden Ton meines Gesanges! Wo bist du? — Warum schweigest du, Lied? Singe, liebliche Stimme! Bist du ein gefiederter Bewohner dieses Hains, o so schwinge die Flügel hieher auf diesen Fichtenbaum, daß ich dich sehe und deinen Gesang höre! so sprach sie und sah weit in den Wipfeln umher. Bist du schüchtern weggeflogen? Oder — diese Stimme hab' ich noch nie im Hain gehört, wenn ich mich betrogen hätte? Mich täuscht doch kein Traum? Ich will noch ein Lied singen. Seid willkommen, liebliche Blümchen umher; gestern waret ihr Knospen, itzt stehet ihr offen da; euch grüßen die lieblichen Morgenlüfte und die sumsenden Bienchen und der bunte Schmetterling, er flattert froh um euch her und trinket euern Tau. So sang sie, oft unterbrochen, rund umherspähend, denn die Stimme hatte den Gesang wieder begleitet.

Itzt stund sie schüchtern auf; nein, ich habe mich nicht betrogen, jeden Ton hat die Stimme begleitet. So sprach sie, als der Jüngling aus dem Gebüsche hervortrat, mit Blumen bekränzt, die Leier unter dem Arm. Lächelnd nahm er des schüchternen Mädchens Hand: O du schönes Mädchen! sprach sein sanftlächelnder Mund mit lieblicher Stimme; kein beflügelter Bewohner des Hains hat deinen Gesang nachgesungen; ich war es, der deinen Gesang mit diesen Saiten be-

gleitete. Alle Morgen ging ich in den Hain, deinen Gesang zu hören, und dann ging ich einsam tief in den Hain, die Lieder auf den Saiten zu singen, und glaube, Mädchen, mich hat's ein Gott im Hain gelehrt. Der flüchtige Blick des Mädchens streifte oft schüchtern über den Jüngling hin und ruhete dann auf den Saiten. O schönes Mädchen! fuhr der Jüngling fort, indem sein Auge schmachtend sie anblickte, wie wär' ich entzückt, wenn du mir vergönntest, mit dir in den Hain zu gehen, an deiner Seite sitzend deinem Gesang mit diesen Saiten zu folgen! Itzt sah das Mädchen auf; Jüngling, so sprach es, froh bin ich, wenn dein Saitenspiel meine Lieder begleitet; lieblicher wird es sein als der Widerhall, und itzt komm mit mir unter mein schattichtes Dach, denn die Mittagssonne brennet schon, ich will in meinem düsteren Schatten süße Früchte zum Mittagsmahl dir auftischen, und frische süße Milch.

Itzt ging der Jüngling mit dem Mädchen unter das Dach, und sie lehrten die Jünglinge und die Mädchen den Gesang und das Saitenspiel. Erst lange hernach ward es von der Flöte begleitet, denn Marsyas brachte die Flöte unter die Waldgötter, die die Erfinderin Minerva im gerechten Zorn über den Spott der Göttinnen in den Sand warf. Man pflanzte da zween Bäume auf einem hohen Hügel, dem Mädchen und dem Jüngling, und die späten Enkel erzählten den Kindern in ihrem Schatten die Erfindung des Saitenspiels und des Gesanges.

Die Gegend im Gras

Du hoher schwarzer Tannenhain! der du die pfeilgeraden rötlichen Stämme dicht und hoch durch einen dunkeln Schatten emporhebst! hohe schlanke Eichen! und du Fluß! der du mit blendendem Silberglanz hinter jenen grauen Bergen hervorrauschest, nicht euch will ich itzt sehen; itzt sei das Gras um mich her meine Gegend. Diese bewundernswürdige Welt im kleinen von unendlich mannigfaltiger Schönheit; unendliche Arten Gewächse; Millionen verschiedne Bewohner, teils fliegen von Blumen zu Blumen, teils kriechen und laufen umher in Labyrinthen des Grases; unendlich mannigfaltig an Bildung und Schönheit find't jeder hier seine Nahrung, jeder seine Freuden; Mitbürger dieser Erde, jeder in seiner Art vollkommen und gut. Wie sanft rieselst du vorüber, kleine Quelle! durch die Wasserkresse und durch die Bachbungen, die ihre blauen Blumen emportragen; du schwingest kleine funkelnde Ringe um ihre Stämme her und machest sie wanken; von beiden Ufern steht das fette Gras mit Blumen vermischet; sie biegen sich herüber, und dein klares Wasser fließt durch ihr buntes Gewölb und glänzet im vielfarbichten Widerschein. Ich will itzt durch den kleinen Hain des wankenden Grases hinsehn; wie glänzet das mannigfaltige Grün, von der Sonne beschienen! sie streuen schwebende Schatten eins auf das andere hin; schlanke Kräuter durchirren das Gras mit zarten Ästen und mannigfaltigem Laub oder sie steigen drüber empor und tragen wankende Blumen. Aber du, blaue Viole, du Bild des Weisen, du stehst

bescheiden niedrig im Gras und streust Gerüche umher, indes daß geruchlose Blumen hoch über das Gras emporstehn und prahlerisch winken. Fliegende Würmchen verfolgen sich unten im Gras; bald verliert sie mein Aug' im grünen Schatten, dann schwärmen sie wieder in Sonnenschein oder sie fliegen zu Scharen empor und tanzen höher in der glänzenden Luft.

Welch eine bunte Blume wiegt sich dort an der Quelle? So schön und glänzend von Farbe — doch nein! angenehmer Betrug! ein Schmetterling flieget empor und läßt das wankende Gräschen zurück. Itzt rauschet ein Würmchen, schwarz beharnischt, auf glänzend roten Flügeln vorbei und setzt sich (zu seinem Gatten vielleicht) auf die nahe Glockenblume. Rausche sanft, du rieselnde Quelle! Erschüttert nicht die Blumen und das Gras, ihr Zephire! Trüg' ich mich, oder hör' ich den zartesten Gesang? Ja sie singen, aber unser Ohr ist zu stumpf, das feine Konzert zu vernehmen, so wie unser Auge, die zarten Züge der Bildung zu sehn. Was für ein liebliches Summen schwärmt um mich her? Warum wanken die Blumen so? Ein Schwarm kleiner Bienen ist's; sie flogen fröhlich aus von ihrer fernen Wohnstatt und zerstreuten sich auf den Fluren und in den fernen Gärten; aufmerksam wählend sammelten sie die gelbe Beute und kehren zurück, ihren Staat zu mehren, jede mit dem gleichen Bestreben; da ist kein müßiger Bürger; sie schwärmen umher, von Blume zu Blume, und verbergen nachsuchend die kleinen haarichten Häupter in den Kelchen der Blumen; oder sie graben sich mühsam hinein in die noch nicht offenen Blumen, die Blume schließet sich

wieder und verbirgt den kleinen Räuber, der die Schätze ihr raubt, die sie vielleicht erst morgen der kommenden Sonne und dem glänzenden Tau entfaltet hätte.

Dort auf die hohe Kleeblume setzt sich ein kleiner Schmetterling; er schwingt seine bunten Flügel; auf ihrem glänzenden Silber stehn purpurne Flecken, und ein goldner Saum verliert sich am Ende der Flügel ins Grüne; da sitzt er prächtig und putzt den kleinen Busch der silbernen Federn auf seinem kleinen Haupt. Schöner Schmetterling! biege die Blume zum Bach hin und sieh da deine schöne Gestalt; dann gleichest du der schönen Belinde, die beim Spiegel vergißt, daß sie mehr als Schmetterling sein sollte; ihr Kleid ist nicht so schön wie deine Flügel, aber gedankenlos ist sie wie du.

Was für ein wildes Spiel hebt ihr itzt an, kleine Zephyre? Sich haschend wälzen sie sich durch das Gras hin; wie ein sanfter Wind auf einem Teich Wellen vor sich her jagt, so durchwühlen sie das rauschende Gras, die kleinen bunten Bewohner fliegen empor und sehen in die Verwüstung hinunter; itzt ruhen sie wieder die Zephyre, und das Gras und die Blumen winken sie freundlich zurück.

Aber, o! könnt' ich mich itzt verbergen! Bedecket mich, ihr Blumen! Dort geht der junge Hyazinthus vorüber im schönen goldnen Kleid; er eilt durchs verächtliche Gras neben der Natur hin und pfeift; sie mag ihn anlächeln, für ihn ist das eine zu alte Schöne; er eilt zu Fräulein Henrietten, wo die schöne Welt beim Spieltische sich sammelt; da wird sein Kleid

Augen von feinerm Geschmack besser entzücken, als ein glühendes Abendrot. Wie wird er lachen, wenn er mich sieht, fern von der feinen Welt bei den Würmern im Grase kriechen. Aber verzeihen Sie, Hyazinthus, wenn ich so dumm bin, Ihrem schönen Gang und dem Glanz Ihres Kleides nicht nachzusehn; denn hier an diesem Gräschen läuft ein Würmchen empor; seine Flügel sind grünlichtes Gold und wechseln prächtig die hellen Farben des Regenbogens .Verzeihen Sie, Hyazinthus, verzeihen Sie der Natur, die einem Wurm ein schöner Kleid gab, als die feineste Kunst Ihnen nicht liefern kann.

O wie schön bist du, Natur! In deiner kleinsten Verzierung, wie schön! Die reinesten Freuden misset der, der nachlässig deine Schönheiten vorübergeht, dessen Gemüt, durch tobende Leidenschaften und falsche Freuden verderbt, der reinsten Freuden unfähig ist. Selig ist der, dessen Seele, durch keine trübe Gedanken verfinstert, durch keine Vorwürfe verfolgt, jeden Eindruck deiner Schönheiten empfindet; wo andre mit ekler Unempfindlichkeit vorübergehn, da lächeln mannigfaltige Freuden um ihn her; ihm schmückt sich die ganze schöne Natur; alle seine Sinne finden immer unendliche Quellen von Freude, auf jedem Fußsteig, wo er wandelt, in jedem Schatten, in dem er ruhet; sanfte Entzückungen sprudeln aus jeder Quelle, duften aus jeder Blum ihm zu, ertönen und lispeln ihm aus jedem Gebüsche. Kein Ekel verderbt ihm die immer neuen Freuden, die die Schönheiten der Natur in endloser Mannigfaltigkeit ihm anbieten. Auch in der kleinsten Verzierung unendlich mannigfaltig und schön, jedes

zum besten Endzweck in allen seinen Verhältnissen schön und gut. Selig! o selig! wer aus diesen unerschöpflichen Quellen seine unschuldigen Vergnügen schöpft; heiter ist sein Gemüte, wie der schönste Frühlingstag, sanft und rein jede seiner Empfindungen, wie die Zephyre, die mit Blumengerüchen ihn umschweben.

Zunächst erscheinen im Juni 1922 in:

Die Schweiz im deutschen Geistesleben

Eine Sammlung von Darstellungen und Texten, herausgegeben von

Harry Maync (Bern)

1) Historische Volkslieder der deutschen Schweiz, ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Professor Dr. Otto von Greyerz (Bern).

2) Salomon Geßners Dichtungen, ausgewählt und eingeleitet von Hermann Hesse (Montagnola, Tessin).

3) Conrad Ferdinand Meyers Gedichte, ausgewählt und eingeleitet von Dr. Eduard Korrodi (Zürich).

4) Adolf Frey, Lieder und Gesichte, ausgewählt und eingeleitet von Professor Dr. Gottfried Bohnenblust (Genf).

5) Nietzsche und die Schweiz, von Carl Albrecht Bernoulli (Basel).

6) Zwei Novellen von Jakob Boßhart, ausgewählt und eingeleitet von Dr. Hartwig Jeß (Leipzig).

Anschließen werden sich, z. T. noch im Laufe dieses Jahres, u. a. folgende Bände:

Die Dichterschule von St. Gallen, von Professor Dr. S. Singer (Bern), mit einem Beitrag St. Gallen in der Musikgeschichte, von Professor Dr. Peter Wagner (Freiburg i. d. Schweiz).

Das geistige Bern im Wandel der Jahrhunderte, von Dr. Hans Bloesch (Bern).

Carl Spitteler, von Professor Dr. Gottfried Bohnenblust (Genf).

Richard Wagner und die Schweiz, von Privat-Dozent Dr. Wilhelm Merian (Basel).

Gottfried Kellers Gedichte, ausgewählt und eingeleitet von Professor Dr. Emil Sulger-Gebing (München).

Heinrich Leutholds Gedichte, ausgewählt und eingeleitet von Professor Dr. Emil Sulger-Gebing (München).

Das Berner Oberland in der deutschen Dichtung, von Dr. Otto Zürcher (Baden).

Albrecht v. Haller, von Professor Dr. Harry Maync (Bern).

Die schweizerische Landschaft in der deutschen Malerei, von Professor Dr. Arthur Weese (Bern).

Niklaus Manuel, von Professor Dr. Ferdinand Vetter (Stein a. Rhein).

Das schweizerische Volksschauspiel, von Professor Dr. Julius Petersen (Berlin).

Klopstock und die Schweiz, von Professor Dr. Albert Koester (Leipzig).

Huldreich Zwingli, von Professor D. Walther Köhler (Zürich).

Walliser Sagen, von Dr. Johannes Jegerlehner (Bern).

Der Zürichsee in der deutschen Dichtung, von Professor Dr. Robert Faesi (Zürich).

Heinrich von Kleist und die Schweiz, von Professor Dr. Harry Maync (Bern).

Ihre Mitarbeit haben ferner Professor Dr. Heinrich Wölfflin (München), Professor Dr. Andreas Heusler (Basel), Professor Dr. Emil Ermatinger (Zürich) und andere Gelehrte zugesagt.

Bern, im Mai 1922
Der Herausgeber
Professor Dr. Harry Maync

Leipzig, im Mai 1922
Der Verlag
H. Haessel · Verlag · Leipzig

Date Due